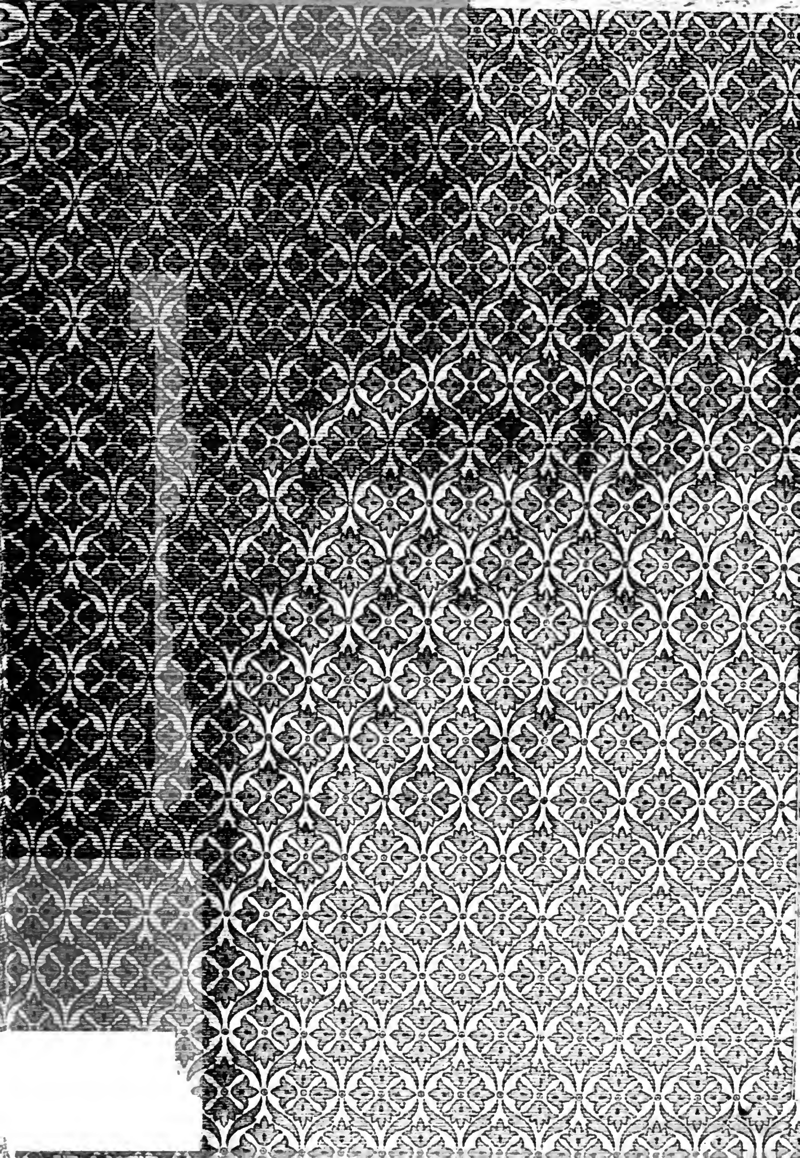
Sämtliche werke: Könige und bauern

Detlev Liliencron (Freiherr von)




THE PENNSYLVANIA STATE UNIVERSITY
1855



Könige und Bauern

Sämtliche Werke

von

Detlev von Liliencron

Dritter Band

Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig

Könige und Bauern

von

Detlev von Liliencron



Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig
1900

Inhalt

Zwei Runensteine

War das ein Gewimmel von Menschen und Hunden, Pferden und Falken! Hier schnürte sich einer den Schuhriemen fester, dort ließen grinsend Neger auf ihren Zeigefingern verkappte Falken auf und nieder; hier umstand lachend ein Kreis von Kriegsleuten einen Erzählenden, dort schnallte einer die Helmbänder, die ihn gedrückt haben mochten, loser, hier hielt ein Überdurstiger den offnen Mund unter den Wasserstrahl, dort ließ einer den Pudel über die Lanze springen . . . ein Hin und Her vor dem großen Backsteinbackofen in Ripen. Dieser große Backsteinbackofen war das Schloß König Gorms des Alten.

Plötzlich erklangen die mörderischen Töne eines Gonggongs. Wie durch einen Zauberspruch trat unmittelbar darauf Ruhe und Stille ein. Jeder blieb, fast schien es so, in der Stellung, in der Geberde, die er just inne hatte, als das Gonggong ertönte. Nur das Nicken und Scharren der Pferde, das Bellen der Hunde, das Geräusch des Wasser-

strahls, das Zischeln in den Birken blieb Leben in der raschen Erstarrtheit.

Oben, aus dem Turm getreten, stand auf den ersten Stufen der riesigen Marmorfreitreppe der hundertjährige König Gorm. Ein leichter Wind wehte den schneeweißen, bis fast auf die Kniee reichenden Bart ein wenig nach der Seite, daß ein Lederkoller sichtbar wurde. Vom Nacken nieder floß ihm ein langer tiefblauer Mantel. Eine Seehundskappe, wunderlich im Gegensatz stehend zu zwei an dieser hängenden Pfauenfedern, umschloß bis zum Kinn, kaum Stirn und Augen freilassend, das immer noch frische Gesicht des Königs. Am Gürtel hing ihm die einzige Waffe, ein steinerner Hammer.

Der alte Herr wehrte rechts und links mit den Händen die Schar seiner Kinder zurück, die lachend und rufend und jubelnd sich bei ihm vordrängen wollten. König Gorm nannte sein Volk den Allvater, denn über hundert Kinder nannte er sein. Die Ehe nicht kennend oder sie für höchst unbequem haltend, hatte er Zeit seines Lebens sich Blumen gepflückt, wo es ihm beliebte. Sich um seine zahlreichen Frauen und Kinder niemals bekümmernd, liebte er die Kinder — und selbst bei seinem hohen Alter besaß er solche —

nur so lange, bis sie ins zehnte Lebensjahr gingen, dann entließ er sie in die Welt. Bei den Hemdstertchen aber trat er zuweilen in die Spielstube. Oft war diese ein ganzes Nest von Knaben und Mädchen. Prügelten und zerrten und zankten sie sich, dann konnte er ihnen, in die Thür tretend, mit heller Freude zuschauen. Zuweilen brachte er eine lange Hetzpeitsche mit, die er hinter seinem Rücken versteckt hielt. War nun gar die Balgerei und Rauferei eine sehr tüchtige, dann schlug er in den Knäuel hinein und lachte bis zu Thränen, wenn die Kinder von der Peitsche nichts gewahr geworden und in der Meinung, daß sie gegeneinander sich so wehe schlugen, sich nur noch mehr balgten. Der soll mein Nachfolger werden von meinen Kindern, der alle andern unter seine Fäuste bringt: das war der Erbverspruch des Alten.

König Gorm ist Heide geblieben; einmal sandte ihm der Bischof Odingar seine Priester nach Ripen, um ihn zu bekehren. Aber die Priester hatten dem damals schon schlohweißen Herrn gesagt, daß er einst als verklärter Engel Hosiannah singen werde vor Gott dem Allmächtigen. Darüber war Gorm außer sich vor Wut geworden: „Wie, was? Ich ein verklärter Engel? Und singen, nichts als singen vor Gott, dem Allmächtigen? Meth

will ich trinken in Walhalla, meine Ahnen umarmen, die Walküren küssen und von Kampf und Schlachtgewühl plaudern. Das will ich, wenn ich auf Erden die Augen schließen muß.“ Und die Priester konnten von Glück sagen, daß sie noch mit Haut und Haaren in Hamburg wieder ankamen. Denn nicht viel hätte gefehlt, so hätte der Erzürnte sie seinem Götzen Pui-Pui geopfert, sie in dessen furchtbaren Schlund, aus dem die Flammen züngelten, werfen lassen. Zwar hatte der König bei dem Weggang der Heilsbringer sich auf einen Turm begeben, um sie von hier aus mit Steinen zu töten. Aber kein Stein hatte getroffen. Sichtlich hatte die Mutter Gottes ihren Mantel über die Männer Gottes gebreitet.

Den großen Götzen Pui-Pui hatte Gorm auf einer Raubfahrt an der nord-afrikanischen Küste erlangt. Jedenfalls hatte er mit den Seinen in den Trümmern Karthagos herumgestochert und dort das Scheusal gefunden. Vielleicht Gott Moloch selbst. Größer als zwei Männer in ganzer Länge sperrte das eiserne Ungetüm seinen zahnlosen Rachen so weit auf, daß bequem ein Mensch ihm in den Bauch gesandt werden konnte. Unten aber in den Beinen lagen Roste, auf denen ein prächtiges Feuer entzündet wurde. Die Flammen schlugen

aus dem Rachen und den hohlen Augen heraus. Gar manches Kind hatte in Karthago der Moloch verschlungen. Nun mußte er die vom Könige gefangnen vornehmen Männer schlucken, und wenn diese sich auch noch so sehr wehrten und ihren Anpackern in die Finger bissen. Hinein mit ihnen!

Merkwürdig, daß der alte Gorm den Götzen Pui-Pui so hoch verehrte. Sehnte er sich doch sonst nur nach den Freuden Walhallas. Doch es war so.

Als sie den Götzen aus den Trümmern Karthagos an die Küste schleppten, wußte der König schon, wohin er den Koloß bringen lassen wollte: auf seine starke Burg Dragasteen (Drachenstein).

Bald stand Pui-Pui auf dem Dragasteen. Wollten die Priester den König züchtigen oder etwas von ihm verlangen, dann stellte sich einer von ihnen in den Götzen und schwang Fackeln in den Augenhöhlen. Das entsetzte den Alten. War aber der König aus irgend einem Grunde böse auf Pui-Pui, dann erhielt dieser tüchtige Hiebe von ihm mit der Hundepeitsche.

Dreiundvierzig Jahre hindurch hatten über zweimalhunderttausend Sklaven, die König Gorm wegnahm, wo er sie fand, täglich am Drachenstein gebaut, gewunden, gehoben. Hinter ihnen,

wie beim Babelturmbau, wie in Ägypten, standen mit der aufmunternden Peitsche die Aufseher und Vögte. Brachen Seuchen aus, was that es? Gleich wieder waren die Gestorbnen ersetzt.

Ein mehr wunderbarer Mensch als der Jütenkönig Gorm den Gamle (der Alte) mag kaum über die Erde geschritten sein. Selbst einem Cäsar und Alexander, einem Shakespeare, Friedrich, Napoleon hat die Natur nicht so merkwürdig entgegengesetzte Anlagen in die Wiege mitgegeben wie dem Nordlandsmann Gorm. Despot und der beste, weichste Liedersänger und Harfenspieler, schlangenklug und verschmitzt in der Staatskunst (er betrog, wo er konnte) und zugleich der Tapferste in der Schlacht; der gewiegteste, nüchternste Rechenmeister und von so phantastischem, von so tief phantastischem, von so tief poetischem Sinn — das war König Gorm. Nur einmal hat auf der cimbrischen Halbinsel ein solcher Poet gelebt. Sonst vom Kattegat bis zur Elbe allezeit: Grützwurst und Holzpantoffeln, Holzpantoffeln und Grützwurst.

Um der Nordsee zu trotzen, der Flut und Ebbe seine gleichgiltige Miene zu zeigen, hatte er an der nordfriesischen Küste (vielleicht ist die Sankt Salvator-Kirche auf der Insel Pellworm, wenn auch Pellworm damals noch zum Festlande ge-

hörte und vor sich nach Westen noch zwei Meilen Land hinschob, ein letzter Rest des ungeheuern Baues) den Drachenstein entstehen lassen. Auch deshalb wohl an dieser Stelle, weil er am besten von hier aus glauben mochte, seine Streifzüge in alle Meere ausführen zu können.

Mit Holzkohle auf weißen Birkentischen schrieb er die Zeichnungen vor. Zuerst verliefen zehn Jahre, bis die viereckigen Grundpfeiler eingerammt waren und nicht mehr von der Flut gestört wurden.

Diese, weit und breit in die See hinausgestellt, ließ er mit steinernen Belägen gleichsam überbrücken, und dann schuf er auf diesen seine Burg. Turm auf Turm, Stockwerk auf Stockwerk. An der Südseite entstanden Loggien. Mit unendlichen Mühen schleppte er eine ganze Eichenwaldung hierher. Teiche, Kornfelder, Gärten, alles mußte vorhanden sein. Die Erde hinaufzubringen, karrten zehntausend Arbeiter Tag und Nacht. Mit dem Festlande verband er das Riesenschloß durch eine lange, allmählich ansteigende Brücke, die zwanzigmal durch Zugvorrichtungen unterbrochen werden konnte.

Die Schätze der Welt waren hier aufgestellt. In einem der Höfe guckte der fürchterliche Pui-Pui auf die Wand. Der Versuch, hierher Feigen

und Oliven zu verpflanzen, war natürlich mißglückt. Dafür erhielt Pui-Pui gehörige Peitschenhiebe.

Sah die Besatzung an den mehrere hundert Fuß tiefen Pfeilern hinab, dann schlug die Brandung hoch hinauf. Auf den Wellen, angebunden an den Ringen im Mauerwerk, schaukelten die breiten, dickbäuchigen Piratenböte.

An der Westseite, über allen Zinnen und Krönungen, hob sich, aus englischen Quadern zusammengesetzt, ein dicker, vierkantiger Turm. Ein großer Bronzedrache umkrallte ihn. Hierhin durfte kein Sterblicher hinaufsteigen. Nur der König stand hier in den Wolken. Allerlei Gespräche, war er oben, führte er dann mit dem Allfader Wuotan. Pui-Pui war in diesen Stunden gänzlich vergessen.

* * *

Der König schritt die große Freitreppe hinab. Das Gonggong erklang zum zweiten Mal. Und aus der Erstarrung wär wieder das Leben gesprungen.

Jeder wußte, daß es in den Krieg ginge. Aber wohin konnte keiner sagen. Denn erst im letzten Augenblick offenbarte sich der greise Däne. Zuerst, und das war jedem bekannt, ging der Zug

nach dem Dragasteen, wo der König den Götzen Pui-Pui befragte. Auf dem Wege dahin mußten die Hardesvögte des ganzen Reiches stehen. Jeder Hardesvogt brachte tausend Krieger mit.

Dem alten Gorm war ein milchweißes, mit Purpurdecken behangnes Pferd von einem buntgekleideten Neger vorgeführt. Schon hatte er den linken Fuß im arabischen Steigbügel, den linken Daumen mit der Mähne umwickelt, als er seinen Kanzler Beng Bingsen heranrief: „Vergiß England und Schweden nicht. Bereite alles vor zum letzten großen Kriegszuge gegen Deutschland.“

Während ihm der Kanzler den Fuß im Steigbügel küßte, hob sich der König wie ein Achtzehnjähriger in den Sattel. Und gleich darauf sprengte er in ruhigem Galopp davon. Ihm folgte, in herrlichster Farbenpracht, in schaukelnder Bewegung, das aus allen Ländern zusammengesetzte Gefolge. Ehe bei der Wegebiegung — nur ein kleines Bauernkind, das den Finger in den Mund gesteckt hatte, war Zuschauerin — das letzte Paar, ein junger Knappe und ein hübsches Mädchen, um die Ecke ritt, zog dieser sie an sich und küßte sie.

Von Wegstunde zu Wegstunde standen die Hardesvögte mit ihren Leuten, meldeten sich beim

König und schlossen sich dann dem immer größer werdenden Zuge an.

Auf dem Drachenstein angekommen, befragte er in der nächsten Nacht den Götzen. Fackeln umstellten ihn und erleuchteten unheimlich die Umgebung. Gorm hatte die Hände über den langen weißen Bart gekreuzt und sagte: „Du weißt, großer Gott, daß von allen Kleinkönigen mir nur Kanupa und Silkraskalli noch nicht tributpflichtig sind. Gegen diese geht mein Kriegszug. Werde ich sie besiegen?"

Aus den breiten Lippen Pui-Puis leckte eine Zunge. Ein Priester, der hineingestiegen war, vollzog mit einem roten Tuchlappen diese Bewegung. Dann antwortete er, und es klang dumpf und hohl: „Du wirst die Kleinkönige Kanupa und Silkraskalli besiegen, wenn Du mir versprichst, das Christentum auszurotten."

„Ich verspreche es."

Am folgenden Tage zog er gegen die beiden Unterkönige und besiegte und tötete sie in einem harten Treffen. Asfrid, die Gemahlin Kanupas, floh zu ihrem Bruder, dem Bischof Odingar nach Hamburg, um hier mit ihrer raschen Thatkraft ein neues Heer zu sammeln und Rache nehmend gegen Gorm den Gamla vorzudringen.

Während Asfried in Hamburg weilte, fand Gorm einen Runenstein bei Haddeby (Stadt Schleswig). Auf diesem Steine stand eingegraben:

sun: sin: auk: knubu:
asfrithr: karthi: kuble:
thausi: aft: siktruck:

(Asfrida und Kanupa errichteten ihrem Sohne Sigtrygg dieses Grabdenkmal.)

Wütend beschloß der König, den Stein zu vernichten: Er ließ drei Riesentannen fällen und stellte sie in den Spitzen zu einem Dreieck zusammen. Dann umwand er das Denkmal mit starkem Bast und ließ es bis in die Höhe der drei Tannenspitzen hinaufwinden. Unten hatte er alles mit Felsen auslegen lassen. Als der Runenstein oben angekommen, löste ein Hinaufgekletterter den Bast ab und donnernd fiel der Stein auf die Felsenlage. Er barst in zwei Teile.

Indessen aber eilte Asfrid heran mit einem großen Heere und schlug in einer furchtbaren Schlacht den alten König in die Flucht. Stolz und rachebefriedigt befahl sie ihrem Runenmeister, einen zweiten Stein zu meißeln. Auf diesem gab sie ihren Sohn als König aus:

Asfrithr: Karthi: Kuble:
thausi: tutir: uthinka:
rs: aft: siktrink: kunuk:
sun: sin: auk: knubu:

(Asfrida machte dieses Grabdenkmal, die Tochter Odingars, zum Andenken an Sigtrygg, den König, ihren und Kanupas Sohn.)

* * *

König Gorm war in regelloser Flucht auf dem Drachenstein angekommen. Er konnte nie und nimmer die Schande überwinden. Als alle Brücken aufgezogen, ließ er Teer und Werg und Späne überall auf seiner ganzen Burg verteilen. Dann trat er vor den Götzen und peitschte ihn durch. Und nachdem dies geschehen, wurde Pui-Pui von der Mauer ins Wasser gestoßen, daß es hoch aufspritzte.

König Gorm aber stieg auf seinen Turm. Von hier aus gab er das Zeichen zum Anzünden. Als Rauch und Qualm und Flammen und Geschrei zu ihm drangen, warf er seinen Hammer weit ins Meer.

Mit hochgehobnen Händen, mit flatternden Haaren sahen ihn noch die vorüberfliegenden Wolken, bis das Feuer in ihre Nässe hineinzischte.

Der ganze weite Nachthimmel leuchtete rot wie Blut.

Anmerkung. Der erste Runenstein wurde vor nicht langer Zeit in der Nähe Schleswigs gefunden, der zweite bei Gelegenheit eines Kasernenumbaues. Beide Steine in Zusammenhang gebracht zu haben, ist das Verdienst des großen Runensteinkenners Rochus Freiherrn von Liliencron.

Die Könige von Norderoog und Süderoog

Im Jahre 1252 hatte der Rademacher Wessel Hummer von Pellworm auf dem Milderdeich in Eiderstedt mit einem einzigen Axthieb den König Abel (Apollo) erschlagen, als dieser mit starker Heeresmacht gegen die Friesen gezogen war, um sie wegen ausgebliebner Steuern zu züchtigen.

Das konnte der überaus fromme und zugleich stark beschränkte König Christian der Sechste der nun schon lange durch Sturmfluten von Nordstrand getrennten Insel nach fünfhundert Jahren noch nicht vergessen. Er hegte einen Widerwillen gegen Schmerhörn und gab ihr in Kai Pogwisch einen Landvogt, der die Bevölkerung hart bedrängte. Kai Pogwisch ließ die furchtbare Strafe des Feuerausgießens auf drei, fünf, ja auf acht Tage häufig genug vollziehen. Er empörte schließlich die Schmerhörner so, daß sie ihn in seinem Schlosse umzingelten und verbrannten. Doch ehe der König seinen Gegenschlag thun konnte, starb er, und sein liebenswürdiger, von großer Güte des Herzens beseelter Sohn, König Friedrich der Fünfte, suchte

2*

seine Rache darin, daß er die Insel Tönnies Buchwaldt unterstellte, der durch seine, von den besten, liebevollsten Absichten geleiteten Maßregeln und durch freundliche Behandlung es bald verstand, die treuherzigen, schweigsamen Friesen an sich zu ziehen.

Tönnies (ein in Schleswig-Holstein nicht seltener Vorname; entstanden aus Antonius) Buchwaldt war Staller (einer der höchsten Beamtentitel; auch mußten diese zwei Wintermonate den Kammerherrn-dienst bei der Königin in Kopenhagen übernehmen), Geheimer Konferenzrat, als Edelmann Offizier in der Wiege, Landvogt und, wie der pomphafte Titel hieß: Generalgouverneur von Helgoland und der Halligen. Außerdem war er Amtmann von Husum und Eiderstedt.

Tönnies Buchwaldt, der sich auch außer den beiden Kammerherrn-Monaten die längste Zeit des Jahres in Kopenhagen aufhielt, blieb merkwürdiger Weise jeden Sommer zwei Monate auf der Insel Schmerhörn, nachdem ihn ein königliches Kriegs-schiff, das in Begleitung zweier andrer stets zu seiner Verfügung stehen mußte, jährlich zu flüchtigem Besuche nach Helgoland gebracht hatte. Er be-wohnte dann ein von ihm gekauftes Bauernhaus, das er im Geschmacke seiner Zeit im Innern hatte

umändern lassen. Um seine Werft lag ein alter Garten mit scharf nach Osten sich vorbeugenden Obstbäumen und Eschen.

Liebte er nun die tiefe Poesie dieses einsamen Gartens mit der ihn umgebenden Graft, waren es unausgesprochene Absichten: das Herz seiner Friesen für die königliche Staatsregierung zurückzuerobern, oder war es endlich, wie man auf der Insel sich zuflüsterte, das Andenken an ein Friesenmädchen mit ihren frischen Backen, das er in jungen Jahren an das heiße Knabenherz gedrückt hatte — genug, er residierte jährlich zwei Sommermonate auf Schmerhörn.

Als Herr Tönnies im Jahre 1752 auf seiner ihm so lieb gewordnen Insel kaum einige Tage im Juli zugebracht hatte, langte ein Kurier aus Kopenhagen bei ihm an, der ihm ein Handschreiben des Königs überreichte: Friedrich der Fünfte wollte den mündlichen Rat seines alten Buchwaldts bei der beabsichtigten Anlegung von Seifenfabriken nicht entbehren.

Der Kurier traf Seine Exzellenz in dessen Garten, wo er, im braunseidnen, gestickten Rock, den Galanterie-Degen an der Seite, auf hohen Steckelschuhen hin und her ging. Als er die ihm überreichte Depesche erbrochen und gelesen hatte,

machte er eine tiefe Verbeugung (das Ende seines Zöpfchens berührte dabei eine reifende Birne), und sagte: „Seiner Majestät unterthänigster Diener.“ Dann trippelte er, die zarten, weißen, mädchenhaften Hände unter Spitzenmanschetten und in Renntierhandschuhen verbergend, mit dem Kurier aus dem Gartenschatten durch die Sonnenglut in die Landvogtei.

Seit einigen Tagen waren alle Gedanken des Geheimen Konferenzrats mit einem Ereignis beschäftigt, das sich auf den Halligen Norderoog und Süderoog zugetragen hatte. Das Begebnis hatte ihn so tief erschüttert, daß er erst ruhiger geworden war, als er seinem Herzen durch einige hundert französische Alexandriner Luft gemacht hatte. Die Schlußverse dieses langen Poems lauteten etwas wunderbar:

Gott gab die Sünde uns, sie macht uns alle gleich,
Wir wollen auch dafür sein großes Himmelreich.

Am Abend war ein reges Leben auf der Insel. Fackelträger umstanden die Landvogtei. Eine Sänfte stand vor der Thür. Tönnies Buchwaldt erschien und setzte sich hinein. Der Zug bewegte sich in grader Linie nach dem Siel, das noch heute den kleinen Hafen der Insel bildet. Über alle Gräben waren Bretter gelegt. Nur die Kornfelder wurden

geschont. Dem Tragsessel voraus lief ein Läufer in phantastischer Kleidung. Hinterher schritten die beiden Leibmohren des Stallers, die, zuerst von der Bevölkerung mit Grauen angesehen, bald die Lieblinge, namentlich der Kinder, geworden waren. Nun war das Siel erreicht. Ein Boot mit zwölf Ruderern führte blitzschnell den Generalgouverneur von Helgoland und der Halligen nach dem auf der Rhede liegenden Linienschiff Dronning (Königin) Maria. Die Anker wurden gelichtet, und von Flut und Wind begünstigt, ging das Ungeheuer unter Segel. Tönnies Buchwaldt hatte aus nicht aufgeklärten Gründen den Weg um Skagen gewählt, statt durch Schleswig und Jütland zu reisen, und dann über die Belte zu fahren.

* * *

Wenn alle Berge Butter wären,
Und alle Gründe Grütze;
Es käm ein warmer Sonnenschein,
Die Butter flöss in die Grütze hinein,
Ach, was müßte das für ein Fressen sein.

Schleswig-Holsteinscher Volkswunsch.

Insel Schmerhörn, Ozean, Anfang Mai.

Selbst hier zeigt sich schon das erste Grün des Stachelbeerbusches.

Liebster Freund!

Du wandelst zwischen Syringen (nie ist Paris

reizender), reitest im Bois spazieren, sitzt augenblicklich im Café Anglais, hast vortrefflich gegessen, und liest nun meinen Brief. Eine unausstehliche Angewohnheit von Dir, Briefe in öffentlichen Lokalen zu lesen. Ich werde sie bis an mein Ende nicht verstehen. Ach ja, die Diners im Café Anglais, ein gutes Diner überhaupt, es ist denn doch der reellste Genuß im Leben. Menschen, die nichts auf gutes Essen und auf eine gute „Thräne" geben, mißtraue ich; ein solcher Kloßgeschmack verrät Manches. Während Du nun also bei der Cigarre meinen Brief liest, liege ich in einem Stalle und wühle in alten Akten und Urkunden, die hier seit mindestens hundert Jahren aufgestapelt sind. Eine Ziege leistet mir Gesellschaft. Aus dem Dunkel leuchten ihre prächtigen grünen Augen, wenn sie in dem engen Verschlage den Kopf nach mir dreht. Tausendfüße, Spinnen und Ohrwürmer laufen voller Entsetzen nach allen Richtungen, durch mein Blättern und Kramen aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Vor der Scheunenthüre höre ich den Jungen des Amtsboten auf einer selbstgefertigten Pfeife blasen, immer zwei Töne. Es stört mich gar nicht.

Die obenstehende kleine Skizze habe ich nämlich schon in den Akten gefunden, als ich die Rokoko-

Unterschrift von Tönnies Buchwaldt las. Einige hundert französische Alexandriner entdeckte ich in der That gleichfalls, die ganz entschieden von ihm herrühren. Wie sie zwischen die prosaischen Erlasse u. s. w. gekommen sind, wer weiß es.

Doch nun zur Sache:

Die königliche Regierung kam meiner Bitte, alte, vergessene, auf dem Boden, in den Scheunen, zwischen den Akten liegende Urkunden durchsuchen zu dürfen, in überaus liebenswürdiger Weise entgegen, und so ziehe ich denn von Kreis zu Kreis und bin augenblicklich in Schmerhörn angelangt.

Du bist selbst Schleswig-Holsteiner und solltest Dich schämen, daß in diesem Augenblick Dein Gedächtnis gänzlich hinter dicken Mauern versteckt ist. Da schaut es aber schon hervor, ah. Ja, auf der nordischen Marschinsel Schmerhörn.

Weißt Du noch, wie wir als Primaner in Kiel einen „Danckwerth" bei Tante Michelsen fanden, und wie wir lachten, als wir darin über den Ursprung der Friesen lasen, obgleich, wie er schreibt: Cornelius Tacitus und Meyne Wenigkeit hieoben angezeiget, daß nemblich die Friesen oder Fresen nicht aus Indien, sondern ein alt einheimisch Teutsch Volk seyn, und also eine Linie von dem Altvater Dodanim machen.

Hier fand ich auch ein Exemplar des alten treuen Danckwerth. Es liegt neben mir, und ich kann es mir nicht versagen, Dir jene köstliche Stelle noch einmal zurückzurufen:

„Von ihrer Ankunft in dieses Frießlandt schreibet Suffridus Petrus also, daß Freso, seinem Vorgeben nach ein Vater aller Friesen, mit seinen Brüdern Saxone und Brunone, aus Indien in diese Länder angekommen seye, kurz nach dem Tode Alexandri Magni: denn nachdem der große Alexander sie in Indien, in einem Lande: Benedicta Fresia geheissen, in Besatzung gelassen, des verstorbenen König Alexanders Fürsten oder Feldt Obrister aber umb die Königreiche, so von Alexander erobert waren, grosse Kriege unter einander führeten, da hätten die Friesen an sothaner Unruhe großen Verdruß geschöpffet, hätten Schiffe ergriffen, und sich auf daß Indisch Meer begeben, und wären also um daß Caput bonae Spei herumb gefahren, oder wie andere vorgeben, übers Mare Caspium, dann zu Lande, durch Medien, Armenien, Colchida, alsdann wieder auf das Mare Euxinum, Propontida, Hellespontum, Mare Aegeum, und folgends das grosse Mittelmeer, ferner umb Spanien, Frankreich und Niederlandt herumb, biß sie ins Flie kommen, daselbsten sie in Frießlandt ausgestiegen,

und also zu Wasser in diese Länder angekommen, welche der Freso nach seinem Namen Fresland genennet hätte . . .“

Außer von lieben, gastfreien Menschen ist nicht viel von der Insel zu erzählen. Schafe, Schafe, Schafe. Ein alter Turm, der hier steht, wäre längst schleswig-holsteinisch behandelt worden: die Steine zum Bau von Schweineställen und Backöfen verwendet, wenn ihn nicht die Regierung als Seezeichen erhielte. Es ist mir gradezu ein unerklärlicher Zug unseres lieben Heimatvölkchens: Dieser gänzliche Mangel an Erhaltungssinn, an Interesse für das Gewesene. Grauenhaft ist es. Fett und Vieh und Vieh und Fett. Unbegreiflich ist es, wie Theodor Storm, Asmus Carstens, Klaus Groth, Heinrich Rantzau, Owens, Hermann Heiberg, Hebbel, Johann Meyer, Wilhelm Jensen hier geboren werden konnten. Auch der leiseste Hauch von Verständnis und Liebe zur Kunst fehlt uns. Unser Adel an der Spitze: Mit wenigen Ausnahmen die tollste Gleichgültigkeit. Fett und Vieh und Vieh und Fett.

Doch nun sollst Du hören, was den Geheimen Konferenzrat und Gouverneur von Helgoland und der Halligen an jenem Julitage 1752 in Schmerhörn so bewegt hatte. Ich übersetze seine Alexan-

driner in Prosa. Gestern war ich übrigens selbst auf Süderoog, um Seehunde zu schießen und mir die Insel anzusehen.

* * *

Vor der Insel Schmerhörn liegen die Halligen Norderoog und Süderoog. Wollte man das Wort „Oog" mit „Auge" übersetzen, so ließe es sich ganz gut erklären als die Augen Schmerhörns. Oog aber heißt Höhe. Vor ihnen nach Westen liegt ein Stück des Ozeans; das erste Land, das beim Westwärtsweitersegeln zu erblicken wäre, ist die Küste von England. Sie werden, man weiß es nicht genau, bei der „Großen Mandränke" (Menschenertränkung, über hunderttausend) 1362 vom Festlande gerissen sein. Ihr Umfang war früher gleich; nun ist Süderoog bedeutend größer.

Norderoog ist erst seit kurzem verlassen. Auf Süderoog lebt der alte Paulsen, ein reicher Mann, der mit keinem Herzogshute seine Sturmmütze vertauschen möchte. Es bringt ihm jede Flut etwas auf die Hallig, und wenn er und seine Knechte den Strand bei Ebbe befahren, sie führen manches auf ihren Wagen auf die Werft zurück. Ein Kranz von alten Wracks ragt, wie Kamelgerippe

in der Wüste von weitem sichtbar, aus den Wassern um Süderoog hervor.

Hunderte von Schafen weiden das kurze, braune, salzige, im Frühling mit einer Blumenmosaik belegte Gras. Dann springen zahlreiche Lämmer mit ihren hasenlöffelähnlichen, durchsichtigen, zart rosenroten Ohren umher. Unberechenbar läuft einmal die Flut über das Gras, und reißt dann Furchen und tiefe Löcher, die für alle Zeiten bleiben; steigt sie höher, so tritt sie an den Fuß der Werft — und immer höher: wühlt sie an der Schwelle von Paulsens Gebäuden und spritzt auch wohl Schaumflocken in den uralten Garten der Werft. Dieser ist eingeschnitten und eingegraben. Amphitheatralisch nach Osten, Süden und Westen steigt die starke Schutzwand an. Obstbäume, Eschen und Ahorn blühen in ihrem Schutz. Laubgänge, Beete, Lauben und Kieswege zieren ihn. Ein Teich, auf dem früher zahme Schwäne segelten, liegt in der Mitte. Nach Norden zu grenzt dieser sonderbare Garten an das Gebäude, das unter einem Dache die Kuh- und Pferdeställe und die Wohnräume vereinigt. Im Frühling sitzen auch hier die Stare auf der Strohfirst, der Zaunkönig und die Schwarzdrossel (ja, die Schwarzdrossel auf der Hallig!) nisten im Garten. Wenn

breite Schatten im Garten auf den Wegen liegen und Stille ringsum herrscht, wo liegt das Meer? Aber ein Blick in die Wipfel zeigt dessen und seines innigsten Freundes, des Windes, Nähe. Wo die schützende Wand aufhört, sind sie wie mit Messern abgeschnitten, und jedes weitere Höherwachsenwollen ist gehindert.

In Norderoog ist ein ähnlicher Garten. Beide waren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von der Versailler Schere beschnitten. Um diese Zeit gehörte Norderoog Heio Leve Pua Brodersen, Süderoog Bandick Boy Tadema Taddesen.

Juli 1752.

Die beiden Friesen, gleichaltrig, waren, schon durch die Einsamkeit ihrer Wohnorte, seit den Knabenjahren Freunde. Auch später, als sie auf Schulen zusammen gewesen, waren sie es geblieben, trotz ihrer grundverschiedenen Charaktere. Das Band, das sie im Mannesalter zusammenhielt, war ihr Seeräubertum. Beide hatten, fast in einem Monat, den Vater verloren. Ihre Mütter waren früh gestorben. Beide hatten ihre Besitzungen zu gleicher Zeit angetreten.

Heio Leve Pua Brodersen war ein Friese in allem. Der ausdrucksvolle Kopf mit den rot-

blonden Locken und dem rotblonden Vollbart machten ihn zum Könige Hengist. Für gewöhnlich lag etwas Stilles, Schwärmerisches, der Welt Abgeneigtes in seinem Wesen. Stand er aber im Sturme auf der Kommandobrücke seines Schiffes, dann glich er einem Könige.

Bandick Boy Tadema Taddesen hatte nichts vom Friesen. Er ähnelte seiner Mutter, die der Vater, als er in jüngeren Jahren gereist war, aus Barcelona auf das einsame Nordseeeiland mitgenommen hatte. Schwarzes Haar, schwarzer Bart, braune Haut und braune Augen. Er hatte einen grausamen Charakter und konnte bis zum Wahnsinn jähzornig werden.

Norderoog und Süderoog waren in früheren Jahrhunderten gefährliche Raubnester gewesen. Von hier hatte der Adel des Landes diesem frischen, freien Sport in Gemeinschaft mit den Bischöfen von Hamburg und Ripen gehuldigt. Auf den beiden Halligen standen feste Burgen mit tiefen, großen Kellern, in denen die geraubten Schätze aufgestapelt lagen, die, wenn sie nach Hamburg oder Bremen, nach dem Festlande überhaupt, gegen klingende Münze vertauscht waren, sich bald wieder füllten. Der englische Adel hat aus der Zeit noch heute die Lust, auf dem Meere zu sein. Der

schleswig-holsteinische, unbegreiflich, liebt die See nicht mehr.

Wenn auch 1752 der Adel nicht mehr auf der Nordsee herumlauerte, so standen doch die Burgen noch auf den Inseln, und ihre Besitzer, Heio Brodersen und Bandick Taddesen, waren Seeräuber. „Dä Kenninge (Könige) vohn Noorup (Norderoog) en Sahrup (Süderoog)“ wurden sie von ihren Landsleuten, den Friesen, genannt. Der menschenfreundliche König Friedrich der Fünfte von Dänemark ließ vergebens seine Kriegsschiffe in der Nordsee kreuzen; sie wußten diese zu täuschen, sie wußten, wo immer diese waren.

Erst in unserm Jahrhundert ist das gräßliche Gebet: Herre Gott, segne unsern Strand! auf den friesischen Inseln verstummt. Auch ist nun endgültig das Strandrecht geregelt, und durch unabläßige, liebevolle Bemühungen der königlichen Regierung in Bezug auf Legung von Tonnen, Baken, Errichtung von Leuchtfeuern alles geschehen, um nach Möglichkeit Strandungen zu verhindern.

Heio Brodersen und Bandick Taddesen galten weit und breit als reiche Herren. Die Einrichtung ihrer Burgen war prunkend.

Beide hatten vor Jahresfrist geheiratet. Heio Brodersen, der Rotgelockte, nahm ein keusches,

rotbackiges, blondes Friesenmädchen, das ihm die treueste Frau, die beste Haushälterin wurde. Bandick Taddesen hatte sich, bei einem Aufenthalt in Hamburg, wo er viel lebte und große Zechen bezahlte, in die Tochter eines Großhändlers verliebt, deren Mutter eine Mulattin gewesen war. Geblendet durch den Reichtum Taddesens, hatte sie ihm der Vater gerne überlassen; und nun lebte sie auf Süderoog und — verabscheute ihren Mann.

Anna Taddesen war eine merkwürdige Frau: lebhaft, leichtsinnig, voller Geist, konnte sie nimmer das Leben auf der einsamen Hallig ertragen, so oft auch Bandick sie nach Hamburg führte, und ihr sogar für den nächsten Sommer eine Reise nach Paris und Wien versprochen hatte. Als sie Heio Brodersen zum ersten Male sah, hätte sie ihm bald ins Gesicht gelacht. Wie paßte sein schwermütiges Gesicht zu einem Seeräuber? Allmählich aber fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Sie freute sich, wenn er auf Süderoog zum Besuche kam; sie merkte, daß ihr ein Weh durchs Herz zog, wenn er schied. Zuletzt brach es in hellen Flammen bei ihr aus. Sie fing an, Heios Frau zu hassen.

Heio hatte Ähnliches empfunden. Er fühlte sich zuerst abgestoßen von dem wilden, unheim-

lichen Wesen der Frau seines Freundes, dann allmählich fand er sich träumend am Strande, der Sonne in die schönen Gutenachtaugen schauend. Er murmelte vor sich hin; er dichtete, ohne es zu wissen. Und mehr und mehr wurde es ein heimliches Gefühl der Liebe und Zärtlichkeit zu seiner Nachbarin auf Süderoog. Mehr und mehr vernachlässigte er sein gutes, beschränktes, treues Weib. Mehr und mehr zog es ihn zu häufigen Besuchen bei seinem alten Freunde.

* * *

Heio Brodersen hatte sich auf seinen vieljährigen schwarzen Hengst, der ihn schon so oft über die Watten getragen hatte, gesetzt und war nach Süderoog geritten, um einer Einladung Vandicks, dessen Geburtstag gefeiert werden sollte, zu folgen. Sein Weib, das er sonst wohl vorn im Sattel auf dem starken Pferde mit sich genommen hatte, blieb mit einem kürzlich gebornen Söhnlein krank auf der Hallig.

Die Gesellschaft bei diesem Feste war, wie es nicht anders sein konnte, gemischt. Neben einem

verdorbnen Junker, der auf dem Raubnest Ruhe gesucht und gefunden hatte, saß ein berüchtigter Räuber von der „O Kark“ (Alten Kirche) auf Schmerhörn. Zahlreiche arme Schlucker von den Küsten und von den Halligen, die im Dienste der Könige standen, waren um den Tisch im Pesel, einem geräumigen Saale, dessen Fenster nach Süden lagen, so daß von hieraus der Blick auf die unbegrenzte See ging, versammelt. Die Tafel war mit köstlichem Silberschmuck, mit meistens geraubten Sachen, besetzt. In die feinen Gläser und in die Pokale schenkten unaufhörlich die Diener den besten Rheinwein. In der Mitte des langen Tisches hinter Blumensträußen, die ihr von den Gästen mitgebracht waren, saß Anna Taddesen; zu ihrer Rechten Heio; links der Junker Timmo Knudsen.

Es war Abend geworden. Im Süden grollte ein Gewitter herauf; aus schwarzen Wolken spielte ein Wetterleuchten. Am Horizont lag ein schmutzig gelber Streifen. Schwül drückte es auf die Wasser.

Heio, der wenig trank, war berauscht durch Annas Nähe. Es war ihm ein Schauer übers Herz gegangen, als sie einmal, wie unbewußt, wenige Sekunden ihre Hand auf die seinige gelegt hatte. Die übrige Gesellschaft war in jene fröhliche,

weinselige Stimmung geraten, die oft am Ende eines Diners einzutreten pflegt.

In der Thür erschien ein nicht zu den Gästen gehörender und nicht festlich gekleideter Mann. Er ging grade auf Bandick zu und flüsterte diesem etwas ins Ohr. Bandick erhob sich und schritt, ohne daß es der Gesellschaft auffiel, mit ihm hinaus. Beide bestiegen einen Turm. Der Knecht zeigte, oben angelangt, nach Süden: Ein feiner Rauch zog aus einem dunklen Gegenstande. Es war ein auf dem Heelsand festsitzender Dreimaster. „Scapp in Sicht," sagte der Knecht ruhig, „dat broant" (Schiff in Sicht; es brennt.)

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Bandick in den Saal zurück. Hier stellte er sich auf seinen Stuhl, und in der Totenstille, die für einen Augenblick durch sein Gebahren eingetreten war, sagte er leise, ganz leise, aber dennoch jedes der drei Worte betonend: „Scapp — in — Sicht."

Die Wirkung war kaum wiederzugeben. Als bräche die Saaldecke über ihnen zusammen, so lief alles durcheinander und zu den Thüren hinaus. Gäste und Diener, ganz gleich wer. Alles war verschwunden. Aber auf Heio hatte das Zauberwort die alte Wirkung gethan. Doch ehe er sich entfernen konnte, hielt ihn eine weiche Hand fest

und zog ihn in eine Fensternische. Er aber riß sich los und war bald, gewaffnet wie zum Streit auf Leben und Tod, in einen der sieben vorgefahrenen Leiterwagen gestiegen, die die Räuber nach Heelsand bringen sollten.

Es ebbte seit einer Stunde. Keine dreißig Minuten dauerte es, so waren die Wagen an Ort und Stelle. Das Gewitter war inzwischen zum Ausbruch gekommen; mit ihm ein Sturm aus Westen.

Aus dem Qualm sah man die Flammen brechen, die eine grausige Szene erhellten: Das Schiff brannte im Hinterdeck, das halb im Wasser steckte. Auf dem Vorderdeck ging es wild zu. Die schwarze Besatzung des spanischen Vollschiffes hatte sich betrunken und wütete mit Dolch und Messern untereinander. Eine Frau mit einem Kinde auf dem linken Arm hielt sich, in Rauch gehüllt, mit der rechten Hand in den Wanten. Um das Schiff herum schwammen und lagen große Ballen der wertvollsten Seide und indische Tücher.

Nun hielten die Wagen. Voran Bandick Taddesen, kletterten die Seeräuber aufs Schiff. Es kam zu einem verzweifelten Kampfe. In einer Pause kommandierte Bandick, der nie seinen Vor-

teil außer acht ließ, die Hälfte der Mannschaft zum Bergen der Ladung und zum Abhalten der wie Teufelsspuk aufgetauchten Boote von Schmerhörn und Eiderstedt, die alle dabei etwas zu erwischen hofften.

Und immer furchtbarer wurde das Schauspiel: Das Feuer drang vor, der Qualm nahm zu. Ein wüstes Gemenge der Neger unter sich und mit den Räubern. Noch hing die Frau mit ihrem Kinde in den Wanten; ein Pistolenschuß traf ihr das Herz, und lautlos sank sie in den kämpfenden Knäuel. Der Sturm hatte ausgetobt. Mehr und mehr traten die Wasser zurück. Es war tiefste Ebbe.

Heio Brodersen war auf der Werft in den zweiten Wagen gesprungen, mit fieberndem Herzen. Aber wenige hundert Schritte nur war er gefahren, dann hinabgeglitten; Keiner hatte es bemerkt.

Und nun standen sich Heio und Anna gegenüber im leeren Saale. Die umgestoßenen Gläser und Flaschen, das Durcheinander der Stühle, das Verschobensein der Tischtücher und Schüsseln und Teller zeigte, in welcher Verwirrung die Anwesenden den Pesel verlassen hatten.

Die Sonne war untergegangen. Derselbe

schmale Schwefelstreifen lag noch auf dem Himmelsrand und beleuchtete unheimlich die See.

Anna war in Heios Arme gesunken, die in Liebeswahnsinn die schöne Frau umschlungen hielten.

„Und wagst Du es, Anna, Dein Leben mir zu geben, so komme mit mir. In einer halben Stunde sind wir in Schmerhörn. Wir reiten unter dem Außendeich nach dem Ostersiel; mit der Flut segeln wir nach Husum und ziehen von da weiter und immer weiter in schöne Lande ...“

Der starke, schwarze Rappe trug über den festen Sand die beiden nach Schmerhörn. Klar herüber leuchtete das brennende Schiff. Das Gewitter hatte sich verzogen; der Sturm war tot. Und eine Stille lag über Meer und Watten. Nur zuweilen klang es wie Stöhnen und Wutgeschrei; dann auch war das vorbei, und nur der stampfende Huf des Hengstes knirschte über einer zerbrechenden Muschel in die Einsamkeit hinein.

Anna hatte vor ihrer Flucht einen Zettel in französischer Sprache auf den Tisch gelegt für ihren Mann. Als Bandick endlich bei der Morgenröte bluttriefend, beschmutzt, todmüde auf seiner Werft ankam, fand er ihn, und sank mit einem tierähnlichen Schrei zusammen.

Und wieder war die Ebbe eingetreten. Von

Süderoog aus war Bandick unterwegs nach Norderoog. Hinter ihm ritten in ehrerbietiger Entfernung vier Knechte.

O Bandick, kehre um.

Und immer finstrer wurde sein Gesicht; und immer heiterer lachte die Abendsonne.

O Bandick, kehre um.

Nur einmal stoppte er den Gaul und rief, sich mit der linken Hand auf das Kreuz des Pferdes stützend, seinen Leuten zu, ob sie im Südwesten ein Schiff sähen. Alle hielten die Hände wagerecht zur Stirn, um die Augen besser gegen die blendenden Strahlen zu schützen. „Dronning Maria ists, Herr," rief einer. Mit einem Fluche trieb Bandick sein Pferd vorwärts.

O Bandick, kehre um.

Die Hallig Norderoog war erreicht. In den Scheiben des Schlosses lag die letzte Sonne.

O Bandick, Bandick, kehre um . . .

Als er auf der Werft angekommen war, befahl er der ihm entgegen kommenden Dienerschaft, daß sie sich ihm zu fügen hätten. Das ließe Heio ihnen sagen.

Er hieß sie in den Keller gehen. Als sie alle unten waren, warf er die Thür zu und schloß hinter ihnen ab. Dann stieg er eine schön ge-

schnitzte, breite Treppe hinauf, und betrat das Gemach von Moiken Brodersen, Heios Frau.

Moiken Brodersen hatte nichts gehört. Sie schlief im Wandbett; neben ihr lag das Söhnchen. Aber jäh erwachte sie; sah noch einmal Gottes Licht — dann schoben sich die beiden Thüren in einander: sie hörte, wie sie verriegelt wurden.

Und ein Knistern und Knaspern ging durchs Haus. . .

Die Nacht war herabgesunken; das Schloß stand in Flammen.

Und wie gestern war es eine stille Nacht, nur das Rauschen der ankommenden Flut klang her, und ein feiner Rieselstrich war der erste Läufer, der seine Arme um die Hallig legte.

Zu Pferde, zu Pferde! Es war zu spät. Die Rache ist süß; sie ist oft so süß, daß die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln vergessen werden.

In gleichem Takte flogen die Boote der Dronning Maria heran. Bandick trat den Seesoldaten blitzend entgegen und eine seiner großen silberausgelegten Pistolen aus dem Gürtel reißend, verwundete er den seiner Truppe voranstürmenden Offizier tödlich. Im nächsten Augenblick lag der

Räuber mit zerschmettertem Schädel auf dem Sande.

* * *

Das war es gewesen, was die kleine Exzellenz Buchwaldt auf Schmerhörn so tief erschüttert hatte, als ihm an andern Morgen Auskunft gegeben wurde über die beiden Feuer auf Norderoog und Süderoog.

Die Dithmarschen

I.

Viel, sehr viel, und oft von ausgezeichneten Männern, ist über die Unabhängigkeitskämpfe der Schweiz geschrieben. Schiller hat gewissermaßen in seinem „Tell“ den Punkt gesetzt. Wer kennt die Dithmarschen?

Mit höchstem Mut, mit höchstem Allesdransetzen für ihr kleines Vaterland haben sich diese geschlagen. Wie die Schweizer waren sie von unbändiger Freiheitsliebe beseelt. Vaterlandsliebe ist unser Heiligstes. Wer nicht den Bratspieß und den Grütztopf vom Herde reißt dem eindringenden Feinde entgegen, ist nicht wert, verachtet zu werden.

Die Dithmarschen, dem großen Stamme der Friesen gehörend, sind sächsischen Ursprungs. Das ist jetzt unleugbar bewiesen. Es ist ergötzlich zu lesen, wie sehr, bis ins vorige Jahrhundert hinein, die Chronikerzähler und Geschichtsschreiber sich abmühten, die Herkunft eines ritterlichen Geschlechtes oder eines Volkes abzuleiten. Vater Noah ist

immer der erste. Aber auch von Odin, von Alexander, Hannibal, Cäsar sollen die Dithmarschen abstammen. Sie gehören zu denen, „die sich bald unter denen, so nach der Belagerung der Stadt Clusium die Römische Republik in ein Kapitolium eingeschrenket, finden lassen“; „also daß die Dithmarschen unter den ältesten Völkern gewesen, wie solches aus dem Herodoto, so A. M. 3146 seine Historie angefangen, zu ersehen“. Und was mehr des Unsinns ist.

Wie oben erwähnt: Unzweifelhaft sind die Dithmarschen, ein Zweig der Friesen, sächsischen Blutes. Mit den freien Nordfriesenbrüdern haben die freien Dithmarschenfriesenbrüder fast immer in Streit gelegen. Hier bildet die Eider die Grenze. Also hüben und drüben allerlei Feuerschein von abbrennenden Mühlen und Höfen. Stehlen von Vieh und Weibern. Unfehlbares Aufgehängtwerden der in der Rauferei Gefangnen.

Wahrscheinlich werden die Dithmarschen (Friesen) von der ostholsteinischen Küste durch die Slaven verdrängt sein. Am baltischen Meer, von Preußen bis nach Kiel (die Grenze kann zollbreit nachgewiesen werden), saßen oder drängten und drangen allmählich vor: die Slaven. Aus Pommern hatten sie, Plön in Holstein gründend, ihren Götzen Prone

dorthin mitgeschleppt. Nach der einzigen Beschreibung, die wir von diesem haben, muß er den Molochsöfen in Karthago nicht unähnlich gesehen haben. Vielleicht vor ihm besonders sind die treuherzigen Sachsen davon gelaufen. Wer kann es wissen. Kurz, die Vertriebnen nisteten sich fest in Dithmarschen, einem Länneken zwischen Elbe und Eider. Ob sie diesem Landstrich den Namen gaben, ist nicht genau klarzulegen.

Zuerst ein Durcheinander: Wer regiert die Dithmarschen. Dann traten immer klarer die Stader Grafen als Besitzer Dithmarschens hervor, etwa bis Ende 1100. Die Stader Grafen, wechselnd verwandt mit den Ottonen, den Hohenstaufen, den Welfen, schickten ihre Statthalter hinüber. Aber hier schon zeigt sich der Dithmarscher: Wohl alle diese Grafenstellvertreter, die sich auch als eigne Herren dünken mochten, werden überfallen, verbrannt, ermordet. Einmal droht Heinrich der Braunschweiger hinüber. Ja er setzt sich auf große, breite Piratenböte, landet und schüttelt auf dem Außenelbdeich zornig die Mähne. Dann steigt er von ihm hinab in den Fettboden, und das übliche Morden, Brennen beginnt. Kaum aber ist der Löwe (der Löwe in Dithmarschen!) wieder verschwunden, um Bardewik

den vernichtenden Tatzenschlag zu geben, erheben sich die Dithmarschen, würgen die Oberaufseher ab, schleifen die Zwingburgen, breiten die ungeheure Brust und rufen: „Nun lat em kamn."

Endlich verschwinden die Stader Grafen; es errichtet sich eine Republik, geleitet von den achtundvierzig Regenten. Aber das schlaue Auge eines Priesters, des Erzbischofs von Bremen, blinzelt und liebäugelt hinüber, und richtig: die Dithmarschen nennen sich nun: die Kirchenzollpfennigsteurer des Bremers. Nun fortwährendes Geldgewünsche von Bremen her, kluges Abschlagen, oder wenn nicht anders möglich, aufs äußerste Beschneidung des „Zollpfennigs". Den einen Vorteil hatten sie durch das „herzliche Verhältnis" mit dem Bremer: der Papst streichelte sie. Und rührend ist es zu verfolgen, wie durch Jahrhunderte die Dithmarschen in heiligster Verehrung dem Servus servorum Dei zugethan sind. Die Päpste dagegen, die Dithmarschen für halbe Walfische betrachtend in einem ungeheuer entfernten Moorlande, schützten sie. Sie waren die Nesthähnchen der heiligen Väter. Einmal, aus Dankbarkeit, sandten sie nach Rom ein Schiff (eins von ihren Bulldoggen) mit Butter, Speck, Korn, Heringen. Aber es versank im biscaischen Meerbusen. Ent-

zückt und betrübt zugleich, schickte ihnen als Gegengeschenk der Stellvertreter Christi achtundvierzig in Neapel verzierte Pardelfelle für die Regenten. Aber diese „Kattenfells“ wurden nicht angezogen, wohl aber sorgsam verwahrt. Vom Papste holten sich die achtundvierzig Regenten ihre Bestätigung. Und sie thaten gut, den heiligen Vater als ersten und einzigen Herrn anzuerkennen. Denn immer wieder hatten sie sich ihrer Haut zu wehren. Zwar mit den Stadern und den andern über die Elbe Angreifenden wars vorüber. Auch die freien Nordfriesen, die lieben Nachbarn jenseits der Eider, auch die Hamburger und Lübecker ließen sich in Schach halten. Aber, aber, der Erbfeind machte ihnen unaufhörlich zu schaffen: die holsteinischen Grafen, die holsteinische Ritterschaft, ganz Holstein und später die Könige von Dänemark.

Die Grafen von Holstein, die Alfe (Adolfe) aus der Schauenburgschen Sippe, mit ihren stählernen Helmen und stählernen Herzen, und die holsteinische Ritterschaft wurden rot wie geärgerte Truthähne, wenn die Rede auf die Dithmarschen kam: Wie, was? freie Bauern? Nicht unsre Leibeignen? Und mit Ungestüm sich die eisernen Hüte auf die gelben Haare stülpend, die ihnen von den Jungen (Pagen) entgegengehaltnen

Zweifäustler an sich reißend, den plumpen Hengsten die Hacken einsetzend, tummelten sie sich, „Sunte (Sankta) Maria“ schreiend, an der Grenze herum. Dann hinein! Aber gleich wieder hinaus! Denn die Dithmarschen, mit ihren Keulen und langgestielten Streitäxten, paßten auf. Wenn es auch den Herren gelang, eine Viehherde zu rauben, einen Hof anzustecken — ehe sie wieder auf ihrem Grund und Boden, waren sie schon von den Nachsetzenden überfallen. In der „Hamme“, diesem Hauptloch im Dithmarschen Sack, ist besonders oft gerauft worden. Hier suchten die Rittermäuse ins Korn zu kommen. In der Hamme liegen viele geknickte Federbüsche, viele zerbrochne Schwerter, viele zertretne Schilder: Viel hundert Ritter liegen hier, erschlagen von ihren Feinden. Über der Hamme stand fast beständig ein dunkelrot Wölklein, zusammengeballt aus dem zum Himmel dampfenden Blut. In der Hamme, am Oswaldustage 1404 fand eine besonders große Schlägerei statt. Der Schauenburger selbst, zwei oldenburgische Grafen (die Oldenburger, verwandt mit den Schauenburgern, fingen schon an, sich in Holstein zu schaffen zu machen), und über dreihundert holsteinische Ritter und gefällige Herren der Nachbarschaft verbluteten. Den Hunden und

Füchsen zum Fraße leuchtete, nach der Plünderung, ihr weißes Fleisch in die Nacht. Da erschienen dreihundert Edelfrauen auf dem Schlachtfeld in weißen nonnenmäßigen Hemden und suchten, suchten, suchten im Mondlicht, die Tiere verscheuchend, nach ihren Männern.

Einmal, aber nur dies eine Mal, kämpften die Holsten und Dithmarschen Schulter an Schulter: am Marien-Magdalenentag 1227 bei Bornhöved gegen die Dänen unter Waldemar dem Sieger.

Waldemar, lange gefangen gehalten vom Grafen von Schwerin, hatte während seiner Festsitzung alle möglichen Eide geschworen, um entlassen zu werden. Auch den: die Holsteiner zufrieden zu lassen. Endlich aus dem Turm wieder erlöst, ließ er sich sofort vom Papste der Eide entbinden, koppelte ein großes Heer zusammen und zog, unterwegs die Dithmarschen zwingend, ihm zu folgen, nach Holstein. Hier aber setzte sich der junge Alf der Vierte zu Pferde, verband sich mit den Lübeckern und einigen Herren nördlich der Elbe und rückte dem Sieger entgegen. Bei Bornhöved (in der Nähe Neumünsters) im Gau Faldera kam es zur Schlacht. Sie ist eine der folgen-

schwersten für Holstein gewesen, denn auf immer wurden die Dänen vom Holstenlande abgeschlagen.

Waldemar, der sprühende, glühende Waldemar, von Kopf bis zu den Hacken in schwarzes Eisen gehüllt, von dem nur die lange flammendrote Feder und die goldnen Sporen abstachen, zwang seinen Friesenhengst von einem Flügel zum andern und umgekehrt, in immer regem Galopp: er suchte den Grafen. Er haßte ihn. Durch das Visier funkelten seine kleinen Schweinsaugen. Adolf hatte an dem heißen Tage Helm und Harnisch auf die Straße geworfen. Im himmelblauen Wams, am Goldgürtel das riesige Schwert, mit fliegenden blonden Seidenlocken, suchte er den König. Die Schlacht stand am Mittag schlecht für die Holsten. Die Sonne stach ihnen zu sehr ins Gesicht. Da sprang der zwanzigjährige Graf von seiner Stute, hing den Purpurzaum um die Schulter und kniete: die heilige Jungfrau um den Sieg anflehend. Er versprach, im Falle des Gelingens, als Bettelmönch zu sterben. Und wirklich, die heilige Jungfrau erschien am Himmel that einige Schritte, bis sie die Sonne erreichte, und spannte dann ihren Mantel vor das Gestirn. Da stieg der Graf ermutigt wieder in den Sattel, und wieder tobte die Schlacht. Zur selben Stunde

aber kehrten die Dithmarschen Speer und Schild und traten zu den Holsten über. Graf Waldemar lag schwer verwundet nnter seinem sich wälzenden Gaul. Die Dänen flohen.

1460 starb der letzte Schauenburger, Adolf der Achte. Er hatte noch einmal alle große Eigenschaften seiner Vorfahren in sich vereinigt. Er heißt auch: „Der Ketzer“. Auf alle Fälle: er beugte sich nicht unter die Hofpfaffenpartei.

Dem großen Grafen-Herzog wird nachgesagt, daß er eine „sonderliche Fürliebe“ für Wald und Getier gehabt habe. Das kannte man in jener Zeit nicht. Es wird dem klugen, stillen Herzog ferner nachgesagt, daß er ein eigentümlich Lächeln an sich gehabt, namentlich „so er einen als Tummen“ erkannt oder über die krummen Wege seiner Gegner. Ein einziges solches Lächeln, da es auf einmal alle wohlgelegten Maschen zerstört habe, hat „ufrichtig entsetzet“. Sein Lieblingstier war die Eule. Als in seiner Sterbensnacht der Kauz um sein Schloß geschrieen, hat er zum letzten Mal gelächelt. Und es ist ein Zeichen: während dieser Vogel noch heutigen Tages von vielen tausenden thörichten Menschen verabscheut und gefürchtet wird, hat Adolf das herrliche Tier geliebt.

Kein Wunder: er kam mit den Dithmarschen gut aus. Und wenn er auch verzeihliche Rachegelüste, hatten sie ihm doch den Vater in der Hamme erschlagen, fühlte, es ist nie zum Streite gekommen.

Aber bald ward es anders. Adolf, der die entfernt verwandte Linie der Schauenburger in Pinneberg als Nullen durchschaut hatte, ließ — gar zu gern wünschten ihn die Dänen selbst zum König — seinen Neffen Christian, den Oldenburger, den Sohn seiner Schwester, krönen. Und auch, obgleich er sich nie bestimmt ausgesprochen hatte, war es ein Lieblingswunsch von ihm, Christian in die Erbfolge Schleswigs einzusetzen. Blieb doch auf diese Weise Schleswig-Holstein ungeteilt.

Christian der Erste, ein bildschöner, sechs Fuß großer, ritterlicher, tapferer Herr, dem nur jeglicher Sinn für Geld und Geldeswert („die bodenlose Tasche") fehlte, dachte in der Marschenfrage ganz anders als sein verstorbner Oheim. Daß sich dieser kleine Fleck Erde mit seinen Bauern ihm noch nicht unterworfen hatte, ärgerte ihn außerordentlich. Eine Anfrage zur Hülfe in dieser Angelegenheit bei der holsteinischen Ritterschaft fand natürlich das freudigste Gehör. Aber noch fehlte Christian die Belehnung Dithmarschens durch den deutschen

König. Unter dem Vorwande, dem Papst zu huldigen, rüstete sich Christian zum Zuge dorthin. Alles ritt in reicher Pilgertracht. Das Geld war vom König, wie stets, von holsteinischen Edelleuten und Hamburger Großkaufleuten aufgebracht. In Rotenburg an der Tauber, dem eigentlichen Endziel des Königs, traf er mit dem römischen Kaiser zusammen. Dieser, von seinen nächsten Verwandten wenig höflich „Die ewige Nachtlampe“ genannt, schien mit seiner endlos langen Regierung das tausendjährige Reich begründen zu wollen. Christian spielte am Hofe in Rotenburg den Schwerenöter rechts, den Schwerenöter links. Die Damen waren entzückt, und — der deutsche König belehnte den Dänen mit Dithmarschen.

Nun sollte sofort mit Pauken und Trompeten der große Zug losgehen. Aber Schweden, ach, Schweden, ach, Schweden! machte dem Könige zu viele Sorgen. Er focht dort, persönlich immer vorweg: dafür schoß ihm ein Dalekarlier einen Pfeil ins Fleisch, ununterbrochen. Endlich, als der schöne Christian die Augen schließen wollte, übergab er die Ausführung seines Planes an seinen Sohn Hans. Inzwischen aber drohte der Papst nach dem Norden hin für seine Dithmarschen. Auch der Kaiser widerrief feierlich seine Be-

lehnungsurkunde an Christian. Dem aber konnte sie nicht mehr zugestellt werden, denn er lag lang ausgestreckt auf seinem Paradebett. Der holsteinische Adel polterte: Papst und Kaiser wollen sich einmischen? Wer sind Papst und Kaiser? Und die Ritter machten auf ihren Gelagen unehrerbietige Gebärden nach Süden; dann schlugen sie die Eisenhandschuhe an die Schilde, daß es rasselte: der Bauer soll, er soll nun endlich uns den Steigbügel küssen. Auch König Hans wollte gleich, trotz Papst und Kaiser, den Kriegshelm um die ungeduldige Stirn pressen, aber er mußte warten, denn Schweden, ach, Schweden, ach, Schweden! verlangte seine fortwährende Anwesenheit.

Endlich, endlich in den allerletzten Tagen des fünfzehnten Jahrhunderts trafen die Dänen unter König Hans und seinem mehr als zwanzig Jahre jüngern Bruder Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein mit der holsteinischen Ritterschaft in Rendsburg kriegsbereit zusammen.

In den ersten Tagen des Februars 1500 setzte sich der Zug in Bewegung. Glänzender, unvorsichtiger, leichtsinniger sind Menschen nie in den Krieg, in die Schlacht gezogen. Und beispiellos, in der ganzen Weltgeschichte nicht wieder zu finden, war die Niederlage des Königs und des Adels.

Freilich, und es muß hervorgehoben werden, die Dänen und Holsteiner fochten gegen feinen scharfen Graupelregen, konnten, festgekeilt, auf dem einen Weg sich nicht ausbreiten und konnten nicht im Wasser kämpfen. Die Thorheit des Angreifers kann das nicht entschuldigen, und die löwenartige Tapferkeit der paar sich verteidigenden Dithmarschen wird dadurch nicht geschmälert werden können.

II.

In Neumünster in Holstein war Ende des Januars 1500 König Hans von Dänemark eingetroffen. In seinem Gefolge ritten Schweden, Friesen (natürlich!), norwegische Bogenschützen, seeländische Ritter, jütische, hellgelb behaarte Bauern, laaländische Flachsköpfe. Von allen Seiten strömte ihm der holsteinische Adel zu, Großväter, Väter, Söhne, Enkel, Neffen, die gesamte Ritterschaft. Sie alle kamen mit glühendem Haß und lechzendem Rachedurst.

In diesem nordischblonden blauäugigen Gemengsel stach Junker Slenz mit seiner „schwarzen Garde“ eigentümlich ab. König Hans hatte diese in Sold genommen. Aus aller Herren Länder zusammengewürfelt, selbst Mohren und Kirgisen

fügten sich in ihre Reihen, war sie der Schrecken Europas. Als sie aus Friesland über die Elbinseln nach Holstein einrückte, hätte Hamburg sie ersäufen können, wenn es die Schleusen hätte öffnen lassen. Aber Feigheit und die stille Freude, daß die schwarze Garde gegen die Dithmarschen, denen die freie Hansestadt (damals allerdings noch sehr nach den dänischen Königen sich umsehen müssend) heimlich das denkbar Böseste wünschte aus begreiflichen Gründen, hatte diese Stunde versäumt.

Trotz der harten Winterzeit hatte der König auf dem Marktplatze sein purpurnes Zelt aufschlagen lassen. Auf herrlichen, in altgriechischer Kunst getriebenen Dreifüßen brannte die wärmende Kohle; aus dem Zelteingang zog wie aus Bauerhausthüren der Rauch: die Schönheit des Südens mit der Barberei des Nordens in wunderbarer Vereinigung.

Vor dem Zelt hielten zwei riesige Äthiopier die Wache. Sie streckten die Hellebarden, als Junker Slenz, der sieben Fuß rheinisch maß, der längste Mann der Erde, sich bückend, in den Eingang bog, um dem König, der ihn hatte zu sich entbieten lassen, Meldung und Bericht zu erstatten.

Als diese Posten wieder die Spieße streckten

beim Fortgang des Gardenführers, ließ sich die Nacht auf den kleinen holsteinischen Flecken nieder. Im Zelte verbreiteten blaue Ampeln ihr Helldunkel. Carsten Holm, der Verräter seiner Landsleute, der Dithmarschen, stand mit scheuer Stirn vor König Hans. „Daß Dir die Hand verdorre, hast Du den richtigen Weg uns gezeigt,“ schrie ihn der König an und spie aus. Aber dann hörte er finster, ohne sein Gegenüber weiter durch Unterbrechungen zu stören, dessen Vorschläge zum leichtesten und schnellsten Niederwerfen der Dithmarschen, zu den besten Wegen im Einbruch in die Marschen.

Als Carsten Holm in die dunkle, windgeschüttelte Nacht hinaustrat, fiel ein Trugstern. Dem Verräter war, als schösse, sich überschlagend, eine Lichtgestalt aus dem Himmel in die bodenlose Tiefe. Und Carsten Holm legte die Stirn an seinen Ärmel, und jeder Herzschlag hämmerte ihm vor: Verräter deines Vaterlandes.

Am andern Morgen brachen die Truppen auf. Wars zu einem Feste? Als wenn ein großer Farbenkasten, alle Schattierungen enthaltend, lebendig geworden sei, so mischte sichs kurz vor dem Abmarsch durch einander. Vorneweg marschierte die schwarze Garde. Die ungeschlachten

Landsknechtstrommeln plumperten unaufhörlich. An der Spitze schritt, scheuen Blickes, Carsten Holm, um den richtigen Weg zu zeigen. Zwei Speerträger begleiteten ihn rechts und links, um ihn niederzustoßen, wenn der Verräter ein Verräter sei; wer kann einem Verräter trauen?

General Slenz, der lange Kölner Junker, der Anführer der Garde, hatte seiner Langaufgeschossenheit wegen nie ein Pferd besteigen können. Seine Füße hätten die Erde berührt. Um aber nicht immer den Apostelfuß setzen zu müssen, hatte er sich eine sinnreiche Einrichtung zur bequemen Fortschaffung seines Körpers erdacht: Eine offene Kiste ruhte auf kleinen, höchstens vier Zoll hohen Rollen (Rädern ohne Speichen). Zwei derbe Bauernpferde zogen sie. In dieser Kiste lehnte, mit dem Rücken an der Hinterwand, sie von den Hüften an aufwärts überragend, der Junker. Er hatte die Arme gekreuzt. Der Wind wehte ihm oft die knallrote Feder des breitkrämpigen, umgekehrt suppentellerförmigen Eisenhutes über den schwarzen dünnen Schnurrbart. Erst beim Einrücken ins Gefecht pflegte er sein sonderbares Gefährt zu verlassen.

Nach der Garde folgten schwerfällig die „Stücke“. Einzelne trugen Namen: die Laus, der Freßsack,

Bruder des Donners, de gele Antje (die gelbe Anna), der Spucker, Ich thau den Schnee, der Blutlecker.

Nun der König! Er saß auf einem milchweißen, mit purpurnen Decken behangnen, tänzelnden schwedischen Hengst. Statt des Harnisches und der Schienen steckte er in dichten Zobelpelzen. Wie die alten Seekönige hatte er sein Haupt vermummt in Otternfelle. Ein Fuchsschweif fiel ihm in den Nacken. Aus der Umhüllung drängte sich sein roter Bart und schob sich bis an die tiefblauen Augen. Neben ihm, auf einem Esel, ritt der Abt des Klosters Neumünster, Probus. Sein feistes Gesicht blickte unter der Kutte ärgerlich und listig zugleich, fortwährend schielend auf den hohen Dänen.

Hinter beiden trabte der Narr der Majestät, Pus Pinkfos. Auch er hatte dem kalten Tage Rechnung tragen müssen in seiner Gewandung. Nur ein grasgrünes Ohr der Kappe, mit einem Schellchen oben, zeigte sich, klingelnd, nach vorn und hinten fallend. Der Narr äffte dem Abt nach, zur großen Belustigung aller, die es sahen. Selbst König Hans lachte einmal in sich hinein.

Dann prunkte die Ritterschaft heran, vorne die schleswig-holsteinische; so hatte sie es sich aus-

bedungen. Auch sie war in edeln Pelzen, statt im Panzer. Nur die langen, breiten Schwerter waren umgegürtet. Die goldnen Halsketten, die sie trug, zeigten an, daß sie zu einem Siegeszuge, zu einem Feste ritt.

Endlich folgten die Söldner zu Fuß und eine unabsehbare Reihe von Wagen. Einige von diesen enthielten die wertvollen Tafelgeschirre des Königs und des Adels; weitaus die meisten aber fuhren leer, galt es doch, die unermeßliche Beute wegzuschaffen. Sie waren von Juden umlungert, denn gleich an Ort und Stelle sollte von dem Geplünderten verkauft werden, was verkauft werden konnte.

Träge, dicke Schneewolken verwehrten der Sonne den Durchblick. Der Wind hatte seine Posaunen abgesetzt. Der Tag wechselte zwischen Frost und Wärme.

In Meldorf glaubte der Zug den Feind in Schanzen zu finden. Aber er zeigte sich hier nicht. Ohne Bedenken ließ der König die in der Stadt Gebliebnen, Greise, Frauen, Kinder, niedermachen. Er meinte durch diese That die Dithmarschen einzuschüchtern, daß sie sich nun bedingungslos ihm unterwerfen würden. Er hatte sich geirrt.

Die Dannebrogsfahne, die einst ein Engel dem gegen die Heiden kämpfenden Waldemar in großer Notstunde aus dem Himmel in die Arme geworfen hatte, wehte vom Kirchturm. Der König saß nachts allein in seinem Zelt. Er hatte die Stirn in die Linke gestützt und sah finster vor sich hin. Plötzlich riß er den vor ihm auf einer Trommel stehenden Goldpokal an sich und trank ihn leer. Dann erhob er sich und schob den Eingangsvorhang mit der Rechten auseinander. Die beiden Mohren streckten die Lanzen. Auf den schwarzen, glänzenden Gesichtern lag der Widerschein der ringsum leuchtenden Feuer.

Aus der Nacht tauchte vor der Majestät eine gebückte Gestalt auf, der neunzigjährige Marschall und Bannerträger Johann Ahlefeldt. Er stützte sich auf zwei zarte Jungen (Pagen); den alten Schneemann umrankten die Rosen. Der Ritter stellte dem Oldenburger vor, daß er erst tüchtiges Frostwetter abwarten möge vor dem Weiterzug, er kenne die Marschwege nicht. Aber der König schlug den Rat mürrisch aus.

Und die Nacht verschlang wieder den Greis und die Knaben. Der Dänenherr trat ins Innere zurück und warf sich auf die Bärenfelle zum Schlaf. Er befahl, die Ampeln zu löschen.

Am nächstfolgenden Morgen, Carsten Holm wieder an der Spitze, zog das Heer auf Heide zu.

Völliges Thauwetter war eingetreten. Feiner Staubschnee belästigte. Der Wind blies aus Südwest, die schweren Füße von Mensch und Tier stapften schon mühselig genug auf dem immer weicher und grundloser werdenden Weg. Hufe und Sohlen schleppten ganze Schollen mit sich weg.

* * *

Indessen waren die Dithmarschen nicht müßig gewesen. Die furchtbare Gefahr, die ihnen drohte, erkennend, traten zu verschiedenen Malen die achtundvierzig Regenten in Heide auf dem Marktplatz zur Beratschlagung zusammen. Einige äußerten sich dahin, daß alles Volk, bis die Kriegswolke verflogen, sich nach der (damals noch) Insel Büsum zurückziehen sollte, gleichsam nach dem „Salamis" der Marschen. Aber der Vorschlag wurde verworfen, und mit Mehrstimmigkeit einigte man sich dahin, das Vaterland und die Freiheit bis in den Tod zu verteidigen. Ja, kein Weib selbst blieb zurück, ohne dies zu geloben.

Einmal noch in dieser Zeit hatte König Hans einen Vermittler nach Heide gesandt, den dicken siebzigjährigen Ritter Detlev Bockwoldt (Buch-

waldt). Wer kannte Detlev Bockwoldt nicht? Die ganze Welt ihn; er die ganze Welt. Überall war er hochgehalten wegen seiner Klugheit und wegen seines guten Herzens; auch sein Trinkenkönnen, und in jener Zeit gehörte etwas dazu, sich darin auszuzeichnen, wurde überall gepriesen. Die Dithmarschen nahmen seine Vermittelung nicht an. Bevor er den Rückweg antrat, hatten ihn die Regenten zum Gelage gebeten. Auf diesem soff er die ganze erlauchte Republik unter den Tisch. Als die Morgensonne in den Saal lugte, ließ er sich vom Ratskellermeister zum Schluß den Helm mit gutem Rheinwein einschenken und trank ihn aus in einem einzigen langen Schluck. Dann stülpte er den feuchten und noch tropfenden Helm auf die Locken, lachte den Schenken an: „Das frischt die warme Stirn," und ritt lachend davon.

Nur ein kleiner Trupp von dreihundert Mann marschierte am folgenden Tage von Heide aus und warf in der Nacht in der Nähe des Dorfes Hemmingstedt quer über die Hauptstraße eine Schanze auf. In diese, so daß sie den Weg bestreichen konnten, stellten sie zwei Feldschlangen. Die Dreihundert wurden angeführt von Wulf Isebrand, der an Körper so lang war wie Junker Slenz.

Mit der geringen Schar hat die schöne Telsche aus Hohenwörden den Marsch gemacht. Sie hatte für den Fall des Sieges und der Befreiung ihres Vaterlandes ewige Keuschheit geschworen.

Auch einige unerschrockne Priester hatten sich hier nachts eingefunden. Sie entflammten durch ihre Reden den Mut der Handvoll Menschen. Der heiligen Jungfrau wurde im Errettungsfalle ein Kloster gelobt.

Der Morgen dämmerte heran. Auf der Krone der Schanze stand die schöne Telsche. Sie hatte die Arme zum Himmel gebreitet und betete inbrünstig. In der Rechten hielt sie ein kurzes Schwert, in der Linken eine weiße seidne Fahne, in die die Mutter Gottes mit dem Jesusknaben hineingestickt war.

Dreißigtausend rückten gegen die Dreihundert an. Es wurde Mittag, ehe auf beiden Seiten das Feldgeschrei ertönte: „Hilf, sunte (sancta) Maria . . .„

. . . und da jagte Henning Rullwagen, der als Kundschafter ausgeschickt war, so gut sein Pferd fortkommen konnte, von Süden her in die Schanze: „Sie kommen!“ Kein Ruf erklang, kein Hurrah, aber in Stiel und Griff verwuchs die Faust.

Bald hörte jeder die ungeschlachten Landsknechtstrommeln heranpumpern.

Zum Perlschnee hatte sich feiner Regen gesellt. Der Wind, noch immer Südwest, schlug schneller die Schwingen.

Junker Slenz lehnte noch in seiner Kiste. In langer, schmaler Linie, dicht auf einander folgend, nahte der König mit den Rittern.

Wenn sie nur ihre Ohren und Augen gebraucht hätten, die Heranrückenden. Aber nicht einmal eine Spitze hatten sie vorgetrieben. Von Seitenläufern konnte die Rede freilich nicht sein, denn rechts und links des matschigen Weges waren die Felder so sehr aufgeweicht, daß kaum der einsinkende Fuß, besonders eines mit den örtlichen Verhältnissen nicht Vertrauten sich wieder aus dem Schlick befreien konnte.

Schnee und Regen fielen dichter.

Da lösten sich die Feldschlangen in der Schanze und sandten ihre eisernen Kugeln in die vordern Reihen der Angreifer, daß diese stutzig wurden. Junker Slenz entstieg der Kiste, schritt mit langen Riesenschritten an den Kopf des Zuges und rief in die Schanze, mit der Faust drohend, in seinem Kölner Platt: „Wahr di Buer, de Gard de kummt“. Umgehend wurde ihm die Antwort aus

den Geschützen gesandt. Und wieder stutzten die Vordersten und wollten nicht weiter, und die Nachfolgenden, den Vorgang vorn nicht ahnend, drängten und drängten. Junker Slenz sah schon jetzt das Verderben, wenn nicht sofort eine Wendung herbeigeführt wurde. Er schrie, und die Nadeln eines Tännleins, das hier wunderbarerweise im fetten Marschboden vereinsamt stand, fielen vor Schreck auf die Erde: „Die Faschinen in die Gräben!“ Und mit großer Emsigkeit wurden die für den Fall vorgesehnen Reisigbündel in die Gräben geworfen. Nun konnte sich die Garde ausbreiten. Aber, o weh, sie blieb im Morast stecken.

In diesem Augenblick geschah das Unerhörte: der Wind drehte sich aus Südwest nach Nordwest und Hagel, Schnee und Regen kam den Angreifenden ins Gesicht.

Jeder Küstenbewohner der Nordsee, die Marschen, die Inseln kennen das Wort: Nordwest nach Südwest bei Flutzeit. Die ungeheuern Wassermassen aus dem Kanal, aus dem Ozean stauen gewissermaßen, dreht sich der Wind nach Nordwest. Und dann fanden die Überschwemmungen statt, die viele Tausende ins Wasser rissen. Freilich, damals waren es Sommerdeiche.

Während sonst ängstlich alle Augen auf die Festigkeit der Schleusen gerichtet waren — heute am schlimmen Februartag 1500 heißt es überall: „Die Schleusen auf!“ Wie eine Ahnung ists: Die Unsrigen stehen im Kampfe, ersäuft den Feind.

Und nun quoll sie ins Land hinein, die Flut; und stieg und stieg und setzte alles unter Wasser. Auch um die Schanze herum stieg es. Schon stehn die Garden bis ans Knie in der schwarzen, trägen, unmerklich steigenden, unheimlichen Welle.

Den Verteidigern thut sie nichts an; sie verstehn ihre Springstöcke zu gebrauchen.

Telsche mit Fahne und Schwert und Wulf Isebrandt voran, machen die Dreihundert einen Ausfall — und müssen zurück.

Junker Slenz prahlt wie Goliath einst: „Komm heran, wer den Mut hat.“ Der starke Reimer von Wimerstedt, der einen vollbesackten Kornwagen mit den Schultern hebt, stürmt aus dem Schutz der Schanze. Sein langer Speer mit dem Widerhaken greift in die Halsberge des Junkers. Der stürzt, daß hochauf das Wasser spritzt. Reimer stellt seinen Fuß auf ihn und stößt ihm das kurze, rasch von der Seite gerissene Schwert ins Herz.

Und wieder prallen die Dreihundert vor. Wulf Isebrandt und die schöne Telsche abermals

voran. Einen in der Mitte umfaßten Windelbaum wie eine Gerte über sich kreisend, ruft er: „Wahr di Gard, de B u e r de kummt!“ Jetzt müssen sie nicht mehr zurück. Sie reißen alles unter sich in die Feuchte. Das schwarze Gewässer mengt sich schon mit dem Blut. Der noch auf der Straße stehende Teil der Garde macht kehrt; der Troß, die Söldner hinten, drängen, nicht wissend, was das Halt bedeutet, immer stärker. In der Mitte sind der König und die Ritter eingeklemmt. Als diese ihre Lage erkennen, wollen sie über die Gräben setzen. Unmöglich, Keil in Keil, sie sind versitzt. Die Faust, so ineinander sind sie, kann nicht ans Schwert. Sie erdrücken sich gegenseitig. Die Pferde werden scheu. Und der Brodem, der dampfende Schweiß der Hengste, der Hagel, der Regen, der Schnee. In eine Wolke ist alles gehüllt.

Wulf Isebrandt schreit, als die Garde am Boden liegt: „Schlagt die Pferde, schont die Ritter.“ Bald aber: „Schlagt die Ritter, schont die Pferde.“

Und von den gegenüberliegenden Grabenrändern her reißen die Dithmarschen mit ihren langen Haken die Edelleute zu sich, treten sie ins Wasser und trampeln sie tot.

Wo ist der König? Endlich, endlich hat er

sich frei gemacht. Er will untergehn. Die Schmach will er nicht überleben. Schon setzt er die goldnen Zinken seinem Schlachthengst in die Weichen, um mit ungeheuerm Sprunge über den Graben zu kommen, da ereilt ihn ein Schlag auf den Hinterkopf. Pus Pinkfos schlug ihn. Den Ohnmächtigen nimmt er vorn auf sein Pferd. Es gelingt ihm mit unsäglicher Mühe, durch die sich in einander gefahrnen Wagen zu entkommen. Er hat den König gerettet.

Die güldnen Sporen liegen im Morast. Und es ist alles ein Schlamm, aus Blut, Schweiß, Schmutz, Knochen, Schnee, Regen, Lehm gemengt. Die Dithmarschen würgen nur noch ... was ihre eisennägelbeschlagnen Schuhe nicht tottreten, erwürgen sie mit den umklammernden Fäusten. Die schleswig-holsteinische Ritterschaft ist erstickt, ertrunken.

Die schöne Telsche ist unter den Würgern. Rechts hält sie noch das kurze Schwert, links das Banner. Nun steht sie über dem jungen Pagen Gosche (Gottfried) Doberstorff, dem das blonde Gelock schon klebt im Blut und im Schlamm. Seine Augen schauen entsetzt in die ihren. Aber Telsche kennt heute kein Erbarmen; sie hat ewige Keuschheit geschworen. Das Schwert wegwerfend,

reißt sie ihm das samtne Wams vom Halse und stößt mit wuchtigstem Stoße die weißseidene Fahne mit dem Muttergottesbilde dem Knaben durch die Brust, daß sie, flatternd, feststeht wie in einer Mauer.

Die Beute des Sieges ist unermeßlich. Die goldnen Halsketten der Adlichen legen die Dithmarschen ihren Hofhunden an. Den eroberten Dannebrog hängen sie in der Kirche zu Wöhrden zu ewigem Gedächtnis auf.

* * *

Der schleswig-holsteinische Adel schien vernichtet zu sein. Einige Geschlechter waren auf dem Schlachtfelde ausgestorben. Die Listen über die gefallnen Edelleute stimmen nicht ganz überein. Eine vor nicht langer Zeit gefundne Chronik, dessen Verfasser wahrscheinlich selbst mitgekämpft, jedenfalls die meisten der Erschlagnen gekannt hat, giebt eine Reihe von Namen an, denen er die augenscheinlich unter den Standesgenossen und im Volke übliche Nebenbemerkung beigefügt hat. Freilich, freilich, die so gern gelesenen und auch sonst so beliebten Worte: „Rittergutsbesitzer“ und „von“ kannte jene Zeit noch nicht. Schade, schade.

* * *

Detlev Tynen to walstorp. De hett Koning Christjern gedräuet vnde verwegert vnnde deme Koning alle truwe vnde Manschop upgesecht vnnde afgesecht. Got Genade.

Clawes Tynen, Skokular, dat is: De Hinkende. De buern hebben em een Been, een Arm, een Og affschlagen in de erschreckliche Schlacht bi Hemmingstedt. Is nu dot. Ridder Gott gnade.

Wittekopp Wohnsfleth, schackens sone, tho Ornum vnde Messunde. Ridder.

Dethlev Wohnsfleth, de hett sin broder Henneke ersteken tho Bononia, dat is: Bolognia. Godt Gnade.

Wulff Wohnsfleth tho Ostergaarde. Ridder. De Fleutenspeler.

Christorp Meinstorpe tho Meinstorp. Ridder. He wasde leste van sine Geschlechte. Gad gnade vnde deme himelscher vader Befahlen vnnde unse lewe frouwen. Bedet for ehm.

Benedictus Pogwisch, miles.

Dethlev Pogwisch de ander, Henninges sone, tho rikelesdorpe, Knape.

Clawes Pogwisch, sub nomine: De gele Düwel

(Der gelbe Teufel*), schackes sone, tho farve. Ridder. Got Gnade.

Hinrich Bokwoldt to wensine, Ridder.

Caspar Bokwoldt to rögen, Hennekes sone. Ridder. Hövetmann bi den Landesknechten. Sub nomine: De Gude.

Schacke Rugmohr, oves sone, to Geltingen. Ridder.

Kaie Rugmohr, en jung fin Junker mit gele Lukken. Vertein jare. Gott Gnade.

Hans Blome mit deme Zinke (große Nase?) tho doberßtorpe, Ridder. Gadt Genade.

Sivert Brocktorp, Ridder, so dene duchtigen, wollgepohren Fursten Rumpolt in Roma ersteken; se weren vull wines. Gott gnade.

Dethlev Sehestedt tho Sehestedt, Clawes sone, Ridder.

Breide van der Wisch, Knape, mit de Dern ut Hispania.

Wulff van der Wisch, Ridder, gebrödern.

---

*) Von diesem stammen: Goethes Schwiegertochter Ottilie und ihre Schwester Ulrike, Priorin des adligen Klosters zu Sankt Johann vor Schleswig. Sie waren die letzten Glieder des altadligen, mächtigen und berühmten Geschlechtes der Pogwisch. Mehr als einmal hat es frondiert. Der Olympier und die große Bauernschlacht. Der Olympier und de gele Düwel!

Benedictus Qualen to Knope, Ridder, mit de Muusplacken.

Ove Rantzow, Ridder tho raſtorp, ſub nomine: Apollon, de Grekenkoning.

Clawes Reventlou thor Haſeldorp, de Aſtrologe, Ritter, Ottens ſone, Gadt Genade.

u. ſ. w.

In nomine Domini. Amen.

Die Mergelgrube

Wüstenhamme,
den 3. Mai, Abends.

Eine Viertelstunde schien die Sonne am Morgen und beleuchtete, aber wärmte nicht die spärlichen Frühlingskinder: den noch blätterlosen Pfefferstrauch mit seinen zahlreichen lila Blüten, die starkklebrigen rot und braunen Knospen der Kastanie, die noch geschlossen sind, die vielstaubfädigen Büschel der Ulme, die kleinen, weichen Bürsten gleichen, das erste Grün des Stachelbeerbusches, Narzissen und Krokusse.

Heut am Spätnachmittag war längst die Sonne wieder hinter dem grauen Vorhang verschwunden. Eine schneidende Kälte zwang mich, den Winterüberzieher bis an die Kehle zuzuknöpfen.

Ich machte meinen gewohnten Abendspaziergang, allein, wie immer. Meine stille, bescheidene, trübselige Gegend schlief — wie immer. Hier ist nichts fett, nichts mager. Des Sonntags wegen lag alles menschenleer. Nur einmal, ganz in der Ferne, auf einem Wall, der auf der andern Seite sich schroff in eine bodenlose Tiefe zu senken schien (so kam

es mir vor in diesem Augenblick; ich wußte, daß hinter ihm sonst Flachfeld an Flachfeld sich reiht), grub ein Mann (grub er ein Grab?) hastig, ohne Aufhören. In der Regenstimmung hob sich sein Körper scharf, schwarz gegen den Himmel. Plötzlich war er verschwunden und alles um mich her öde, lautlos und tot.

Ich wanderte meinen alten Weg. Der kalte, harte, mürrische Maitag, wie wir ihn hier in den meisten Jahren hinnehmen müssen, begleitete mich. Als ich abbog, quer über Wiesen und brache Äcker, fand ich die kleine, geheimnisvolle Mergelgrube wieder, das tiefe, unheimliche Wasserloch, vor dem ich so gerne stehe. Sie liegt, die Koppel fällt dahin, in einer Ecke. Im Knickbusch raschelte das rote Laub, das vom letzten Herbst ihm anhaftet.

Nie hab ich so die Einsamkeit gesehn, empfunden, nie hat sie sich mir so zentnerschwer ums Herz gelegt. Wie grenzenlos verlassen liegt das Feld, die ganze Welt. Nirgends ein Peitschenknall, eine Menschenstimme, ein Vogelruf. Vor mir, in blauer Ferne, trotzt das große Schweigen, der Wald. Hinter diesem, wie eines Weltbrandes letzter Schein, färbt ein schmutziggelber Streif den Himmel. Über die nackte, braune Scholle läuft ab und zu ein

schnell kommender und schnell sterbender Wind und flüstert meinen Ohren vorüber.

Wie lange hab ich an dem Wässerchen gestanden und trat näher und näher. Endlich aber raffte ich mich auf und ging nach Hause. Ich will nun versuchen, das niederzuschreiben, was mir heute dort durch die Seele zog. Es wird ein Durcheinander werden: Gedanken, Erinnerungen aus meinem Leben; wieder trübe Bilder, die ich glaubte, längst für stets hinuntergeschluckt zu haben. Bin ich nicht just am 3. Mai dieses Jahres dreißig Jahre in diesem Nest Beamter? Dreißig lange Jahre immer in demselben täglichen Gang. Wie hab ich das nur aushalten können?

Wie oft bin ich in diesen dreißig Jahren an der Mergelgrube gewesen. Was denn zog und zieht mich zu dem trüben, lehmigen, unergründlichen Tümpel, in dem alle Freude der Erde für immer ertrunken scheint. Ist es das Bewußtsein der völligen Einsamkeit? Hier hab ich meinen Gedanken freien Lauf gegeben, Gedanken, denen ich in meinem Dienstzimmer nicht erlaubte zum Vorschein zu kommen; die noch weniger hervortreten durften in meiner kleinen Stadt: die guten Mitbürger hätten mich gesteinigt oder ins Irrenhaus geschickt. Das wohl ist es, weshalb ich die verlorne

Stelle so tief in mein Herz geschlossen habe; hier bin ich frei, so frei, daß ich mich wundre, nicht schon längst den letzten Schritt in die widerwärtige, braune Welle gethan zu haben.

Die kleine Mergelgrube hat ihre Geschichte. Heute wieder (von Blumen sah ich nur eine einzige: Löwenzahn), als das Stück einer Entwässerungsröhre, die vermorschten Bretter, eine umgekehrt ruhende, gänzlich aus den Fugen gegangne Schubkarre vor meinen Augen lagen, fiel es mir einmal von neuem ein: so sieht die nächste Umgebung aus seit dreißig Jahren. Damals, und ich erinnre mich der Zeiten genau, hieß es plötzlich im Städtchen: es ist der herrlichste Thon gefunden worden: Fabriken, Arbeiter, Schlösser, Millionäre. In der That hatte man eine feine Schicht Thon im Mergel entdeckt. Eine geldgierige „Gesellschaft“ hatte sich sofort gebildet. Ein Verwaltungsrat hatte sich im Umsehen festgesetzt; zahlreiche Anteilinhaber schossen Gelder vor. Aber o weh, o weh, das Glück war kurz. Trotz tiefer Bohrungen gelang es nicht, mehr Thon ans Tageslicht zu ziehen. Sandschicht auf Sandschicht zeigte sich: wütend ging alles auseinander.

Zuweilen, wenn an heißen, afrikanisch heißen Sommertagen hier die Sonne brütet, dann zer-

bröckelt der vertrocknete Lehm in Staub, die Libelle schnappt die Schillerfliege zuweilen, in solchen glühenden Stunden warf ich mich an diesem abgelegenen Fleckchen Erde nieder und horchte, das Ohr am Boden. Und wie von plätschernden, plauschenden Quellen klang es, die tief, tief unterirdisch hier laufen müssen. Und eine unbezwingbare Sehnsucht nach Kühle, Frieden, Lauterkeit des Herzens überkam mich. Doch muß ich mir auch gestehen, daß mir das vortreffliche Elbschloßbier in „Stadt Hamburg“ später köstlich schmeckte.

Fast hätt ich dich prächtigen, großen Kerl vergessen, der durch die Geldgier der Menschen, sehr zu ihrem Ärger, die Sonne erblickt hat, dich, den Riesenstein, den Wanderblock. Mit unsäglichen Mühen hatten sie dich endlich ausgebuddelt in der Hoffnung, nun doch die errettende Thonschicht zu sehen! Vergebens — und alles verschwand fluchend. Du aber drückst seit jenen Tagen den kümmerlichen Graswuchs an meinem Wasserloch.

Damals, als er zu Tage gefördert war, schrieb ich an den großen Steinekenner, Professor Mäckelmann in Berlin. Bald, in einer Sonderpost, traf ein kleines Männchen ein: der Steinekenner, Professor Mäckelmann aus Berlin. Wir mußten sofort hinaus, er hatte keine Ruhe. Wie er da

nun an dem ungeschlachten Urian umhersprang; fast hätt er ihn geliebkost. Er maß ihn wie ein Schneider, hämmerte überall an ihm, schob fortwährend mit Daumen und drittem Finger die Brille, die entgleiten wollte, wieder auf den Nasenhügel, gebärdete sich wie ein fröhliches Kind. Wie hab ich mich über diesen Gelehrten gefreut. Am Abend hatte ich ihn zu mir gebeten. Ich war froh, keine weitern Gäste zu haben, denn, nachdem er mir einen stundenlangen Vortrag über verschiedene Eiszeiten gehalten, gab er mir, wir waren übrigens beide etwas bezecht, seine Weltanschauung. Ich schaudre noch ins innerste Mark, denk ich an seine Worte. Er schrie fast: „Der Begriff der Ewigkeit ist mir sehr klar. Es hat nie einen Anfang gegeben und wird nie ein Ende nehmen. Geburt und Tod wechseln unaufhörlich in der ganzen Welt. Es giebt keinen Gott, also keinen Schöpfer und Erhalter."

Von Humboldt erzählte er viel. „Ja, wenn Sie uns beide einmal gehört hätten; Ihnen würden die Haare zu Berge stehen."

Ich atmete auf, als ich das Kerlchen wieder in der Postkutsche hatte.

* * *

Das Gewissen und die Reue habe ich, so gut es ging, nicht bei mir aufkommen lassen; ganz lassen sie sich nicht verdrängen; immer wieder zischeln ihre Schlangenzungen. Nur gewaltige Helden und Geistesgrößen können sie, wohl auch niemals ganz und gar, unterdrücken. Lästige, unbequeme Tiere sind die Reue und das Gewissen; zu den tausend Qualen unsrer Seele nicht die schlechtesten Peiniger.

Früher, ach, nun lange nicht mehr, schrie ich in die stillen Felder hinein: Ich will! Ja, ich will hinein ins Leben, die Menschen will ich mit mir reißen, sie sollen mir folgen, ein Eroberer will ich sein, die Erde soll mir gehören: die Tage der Faust und dem Schwert, die Nächte der Liebe und dem Becher! Und jämmerlich, jämmerlich hinkte ich dann wieder ins Thor zurück, und die elende Erbärmlichkeit der Kleinstadt hielt mich wie mit tausend feinen Ketten: Ich saß in der Amtsstube, las Verfügungen, erließ Verfügungen und spielte abends zur Erholung Whist, und alle Sehnsucht in die Herrlichkeiten war untergegangen in Kleinlichkeit. Ach, die tägliche Whistpartie: der Zollverwalter spuckt fortwährend aus, der Apotheker ruft den ganzen Abend: „Trefflich schön singt unser Pfarrer“, „Karauschen mit Maibutter,“

„„Herzlich gern““, sagt meine liebe Doris,“ der Hausvogt zankt und wird unangenehm, wenn er verliert; ach, die tägliche Whistpartie! Wenn ich dann nach Hause komme, bin ich todmatt vom Frohn des Tages, und ein mehr oder minder unbewußter Wunsch wandert mit mir in den Traum: wenn ich doch nicht mehr erwachen würde.

Einmal, vor Jahren, sprang ich in den Knick neben meiner Mergelgrube. Vor mir breitete sich die Ebne aus bis an den Wall, auf dem sich heute der schwarze Schattenriß des grabenden Mannes abhob. An dem Tage hatte ich die Empfindung, daß hinter diesem Wall, tief unten, der Ozean brandete. Aber allmählich verschwand sie und es kamen mir andere Erscheinungen: Ich sah die weite Ebene vor mir bevölkert mit Hunderttausenden von Menschen aller Rassen. Ich selbst kam mir wie ein Heilsverkünder vor, und innige, heiße Liebe, alle die Tausende vor mir zu erlösen, beseelte mich. Ich stieg auf der andern Seite des Knicks mit ausgebreiteten Armen hinunter und schritt, immer mit ausgebreiteten Armen, langsam, feierlich, segnend, Frieden bringend auf das Gewimmel zu; von meinen Lippen floß die Liebe. Aber mit jedem Fuß vorwärts wurde es dunkler. Ein mächtiges Gewitter rollte über uns; statt des

Durcheinanders des ruhigen Hin und Her zuckten unter ihm silberne Schwerter. Und in der Finsternis, die wuchs, leuchteten oben nur die goldnen Blitze und unten die silbernen Schwerter. Und ich hörte unten ein Geheul von den Massen zu mir her, und aus dem Wirrwarr klang es gellend: weg, weg mit ihm. Da wurde es rabendunkel, und keine goldnen Blitze und kein Gewoge silberner Schwerter sah ich mehr. Im Hintergrunde stieg die Sonne allmählich auf und heller wurde es und immer heller. Ich ging auf sie zu, eine Blutsee durchwatend, über Leichen und schrecklich Verwundete, die sich wie Schlangen wanden. Mein Antlitz war nur gradeaus zur Sonne, zur Sonne ... Ich glaube, ich bin eine Stunde wahnsinnig gewesen. Ich war in der That mit ausgebreiteten Armen eine kleine Strecke vorwärts gegangen, bis ich aus der Nebenkoppel die Stimme des pflügenden Klaus Nissen, in kleinen Orten kennt sich alles, hörte zu seinen Gäulen: „Du schast di wat schamen, Hannes; vor Lise“ (so hieß das andere Pferd) „schast du di wat schamen, du Fuulpelz.“

Ich wachte auf.

* * *

Gestern besuchte ich Doktor Högel, den berühmten Mikroskopiker. Natürlich ahnt unser kleines Nest nicht, was es an dem Manne hat. Dafür ist er Mitglied der hervorragendsten Naturforschergesellschaften der Erde. Petersburg, Amerika, Paris, London, Bombay, die Kapstadt kennen ihn. Wüstenhamme, mein Marktfleckchen, ahnt nichts von ihm dem Gelehrten; es weiß nur, daß er Arzt ist. Zuletzt, vor etwa vier Monaten, hatte ich ihn, den ich öfter besuchen würde, wenn ich nicht fürchten müßte, ihn zu stören, bei achtzehn Grad Kälte im Schnee auf seinen Pelzen gefunden. Er beobachtete, die erstarrten Finger an den feinen Schrauben, durch sein Riesenfernrohr den Mars. Gestern zeigte er mir die Krätzmilbe des Fuchses in hundertundfünfzigfacher Vergrößerung. Durch eine höchst geistvolle Vorrichtung hatte er dem toten Geschöpfchen, das meinem Auge einer Erbse an Umfang glich im Glase, etwas rote Farbe eingeführt. Diese, in Schattierungen das Körperchen stufend, ließ deutlich das Gehirn erkennen, die acht behaarten Füße, die letzte, im Darm zurückgebliebene Kotmasse, den Kopf, den Geschlechtsteil, die Gelenke, selbst die Nerven.

Die Krätzmilbe hat Nerven und Gehirn; auch der göttliche Julius hatte Nerven und Gehirn.

Cäsar und die Krätzmilbe des Fuchses: welcher Unterschied schon auf unsrer kleinen Erde! Wie sieht es auf dem Mars aus? Dunkelrot hatte er sich damals sehen lassen: Doktor Högel behauptete, daß er zur Stunde mit ungeheuern Eismassen umhüllt sein müsse. Diese Eismassen schmölzen in kurzen Wochen, und es würde dann ein Tropenpflanzenleben dort emporschießen, das zu fassen uns die Sinne fehlten. Und so sei ein beständiger, rascher Übergang auf dem Mars.

Ich erwähnte mit zagender, leiser Stimme, wie in mich hineinredend, als ich durchs Glas auf die kleine Platte mit der Krätzmilbe schaute, wie verloren: „Cäsar und die Krätzmilbe!" Aber der Doktor hatte es gehört und sagte lachend hinter mir: „Durchaus derselbe Saft und Grundstoff." „Aber der Geist, der Geist, den Cäsar hatte und nicht die Krätzmilbe," warf ich meinem Freunde, wie in Todesangst aufschreiend, zu, „der Geist, der Geist!" „Ist auch nur durch Entwickelung das geworden, was er ist." Als ich ihn entsetzt anstarrte, einer Ohnmacht nahe, nahm mich der liebenswürdige Doktor unter den Arm und brachte bald das Gespräch auf irgend eine Nachtmütze in unserm Städtchen. Ein boshaftes und zugleich gutmütiges Lächeln doch verließ seine Mundwinkel

nicht. Vorige Nacht träumte ich, daß sich Cäsar und die millionenfach vergrößerte Krätzmilbe des Fuchses, Arm in Arm, d. h. der Göttliche hatte seine Rechte in die linke Vorderklaue der Milbe gelegt, vor mir tief verbeugten. Schauderhaft.

* * *

Zwei Zitronenfalter, wahrscheinlich in Pelzen des winterlichen Tages halber, gaukelten, sich überfliegend, über meinen kleinen See. Sie kamen nicht hinüber vor Kälte, selbst ihre heiße Liebe konnte sie nicht retten; sie fielen in den Ozean: mein Stock reichte nicht, um ihnen zu helfen.

Die Liebe, die Liebe, sie stirbt im Frost, sie stirbt auch ohne Frost oft, aus Langeweile. Ja, die Liebe.

Theodor Storm singt:

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nicht verarmen,
Und müßt er sterben fern, allein.
Er fühlte noch die selige Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

Welche Lust doch überfiel mich vorhin draußen, an vergangne Liebeszeiten zu denken. Zeigten mir die aus dem Himmel in den Schlamm fallenden beiden Schmetterlinge den Weg? Was fällt mir

ein, daß ich jetzt in meinem Tagebuche wie ein kindischer Greis über jene „holden“ Stunden schwatzen will? Aber es sieht ja keiner und wird niemals einer sehen, was ich diesen Blättern vertraue, selbst meine alte unangenehme, von mir gehaßte Haushälterin nicht, die verwittwete Frau Amanda Dose, geborene Klönhammer. Hol der Teufel diesen Drachen. Ich bin fest überzeugt, sie möchte mich lieber heute als morgen heiraten. Das fehlte grade noch. Ich bin ganz ruhig: Mein lieber Freund, der Amtsrichter, hat mir versprochen, eine Stunde nach meinem Tode meine Tagebücher an sich zu nehmen und sofort zu verbrennen. Da kann ich sicher sein, er hält sein Wort.

Seit meiner Knabenzeit wohne ich schon in diesem Städtchen. Nur wenige Jahre bin ich abwesend von hier gewesen. Vorsicht in Liebeshändeln ist in kleinen Orten doppelt geboten; hier gehen wir stets im Heuchelhut und mit Tugendmanschetten umher. Und müssen ein Gesicht aufsetzen wie der Küster während des Gottesdienstes. Um so mehr kann ich mir eine innige Freude nicht verbergen, einige Male die alten Tanten so angeführt zu haben, daß nichts gemerkt ist. Schwer allerdings hats gehalten und es bleibt ein Wunder.

Als ich, ein hochgewachsener, stämmiger Bursche,

sechzehn Jahre alt war, öffnete sich an einem Sommerabend, noch war die letzte Tageshelle nicht geschwunden, die Thür zu meiner Kammer. Eben wollte ich einschlafen. Ein großes, breitschulteriges Frauenzimmer, rothaarig, hoch in den Zwanzigern, Dienstmädchen in meinem elterlichen Hause, trat ein und kam mit funkelnden Augen auf mich zu. Es überfiel mich ein Grausen: ich konnte mich nicht regen. Wollte sie mich schlagen, ermorden? Endlich riß ich mich, so zu sagen, aus mir selbst los. Ich warf ihr meine Schuhe und den Stiefelknecht entgegen. Sie aber wuchtete sich auf mein Bett; und es war wie ein Kampf auf Leben und Tod, bis sie mich niederzwang. Das ist mein erstes Liebesabenteuer gewesen. Welche furchtbare Gewissensangst habe ich damals überstehen müssen.

Bald darauf wurde ich von meinem Vater in die benachbarte Stadt geschickt, um bei dem Kammerherrn von Kerckberg, dem königlichen Hardesvogt, mich zweckmäßig, als Schreiber, zu beschäftigen. Der Kammerherr, ein hochnasiger, kalter Mann, übersah seine „jungen Leute" gänzlich, das heißt: wir waren nur im Dienst für ihn Menschen. Nie sprach er sonst ein Wort mit uns.

In die älteste, siebzehnjährige Tochter des Hauses, Louisa, verliebte ich mich schon am dritten

Tage. Von meinem Schreibtisch aus, durchs Fenster hatte ich sie zuerst gesehen. Sie hantierte im Garten herum. Das Sonnenschirmchen, aufgespannt, ließ sie über die Schulter sorglos zurückbaumeln und blinzelte in die Sonne. Lange dänische Handschuhe zogen sich fast bis an die Ellenbogen.

Erste Liebe! Wir tändeln durch eine Rosenwolke, unbekümmert um die ganze Welt. Wir bedecken heimlich viel tausendmal ein gestohlenes oder überlassenes seidnes Bändchen. Wir schreien, sind wir allein, theatralisch, mit stürmischem Triller wie der Buchfink (ein unsinniger, blödsinniger Vergleich, gar keiner, und doch schreib ich ihn hin), die Arme breitend: o komm, komm. Wir schauen in die Blätter hinauf, sitzen wir in der Laube, und ersehnen, ersehnen sie: wärest Du nun bei mir. Goethe, der Einzige ruft:

Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße Dich viel tausendmal!
Ich habe mich oft gebücket,
Ach, wohl ein tausendmal,
Und ihn ans Herz gedrücket
Wie hunderttausendmal!

Wir schlafen spät ein mit den seligsten Gedanken, wir wachen früh auf mit den seligsten

Gedanken. Welch keuscheste Empfindung im unsäglichsten Glücksweh. All die Ahnungen, Beobachtungen, unruhige Sicherheit, sichere Unruhe, Hin- und Hererwägungen: bin ich wieder geliebt? Zweifel, bis die Gewißheit in einer Stunde, die für uns hat unerträglich lang auf sich warten lassen oder wie ein Sturmwind im Augenblick kam, da ist.

In einer Sommermittagsstunde traf ich das Mädchen, die in einem von Knicks eingefriedeten Weg ein sechsjähriges Brüderchen führte. Alles ist mir noch so klar im Gedächtnis: Wir waren allein; kein Mensch zeigte sich in Nähe und Ferne. Als wir stehen blieben, nahm ich, wie gezogen, ihre Rechte; es war wie von selbst. An der Linken hielt sie das Kind. Während sich dieses nach dem Wall drängte, um eine Blume zu brechen, die es begehrte, lag plötzlich die Kleine nach der andern Seite, den Knaben nicht loslassend, purporrot in meinen Armen. Wir küßten uns. Im Wege wurde ein Fuhrwerk sichtbar. Wir trennten uns in voller Angst. Der Lenker des Wagens, der greise Jochen, der nur noch im Leben an seine warme Suppe denken mochte, nahm uns nicht wahr. Ebenso taub und blind wie sein bejahrter magrer Rotschimmel, was

kümmerte ihn ein junges Glück. Die Heimlichkeit der Liebe ist das köstlichste an ihr.

Ich glaube, der Kammerherr, mit seiner mißtrauischen Spürnase, hatte Verdacht geschöpft: am nächsten Tage darauf schon eröffnete er mir, ohne Gründe zu nennen, daß ich am andern Morgen abzureisen hätte; mein Vater sei benachrichtigt.

Ich habe einmal vor dreißig, vierzig Jahren in Hamburg zwei Bilder gesehen, von denen das eine: „Der Abschied“ hieß, das andere: „Die Liebe und ihre Begleitung“. Sie machten einen außerordentlichen Eindruck auf mich. Des Namens des Meisters entsinne ich mich nicht mehr; wohl aber erinnere ich mich, bald darauf in den Zeitungen gelesen zu haben, daß der Maler am gebrochnen Herzen gestorben sei, weil ihn die große Menge nicht verstanden habe, und abscheuliche Glossen, um ihn lächerlich zu machen, über ihn von kleinlichen Beurteilern verbreitet gewesen wären.

Auf dem „Abschied“ stand, in Abendstimmung, auf einem Deich ein junges, leise angedeutet, sich in andern Umständen befindendes Mädchen in friesischer Tracht und sah, vornüber geneigt wie verwirrten Sinnes, einem Manne nach, der, ohne

sich umzuschauen, über Muscheln und Sand, durch die Watten einem fernsten Wasserstrich, vielleicht dem ersten Ring der wiederkehrenden Flut, zuschritt. Es war mir, als ich vor dem Ölgemälde stand, als sähe ich ein am ganzen Körper zitterndes Weib, und so kraß war die Trostlosigkeit, die Angst, der Tod im Herzen getroffen, daß ich mich nicht abwenden konnte. Das ganze ungeheure Leid der Welt schien in diesen Zügen erstarrt zu sein.

Das andre Bild: „Die Liebe und ihre Begleitung“, war noch wunderlicher. Auf einer gelbgeäderten Marmorsäule stand oben ein rosiger, kleiner Amor, der dem Beschauer den Pfeil in die Brust schießen will. Rechts neben ihm, auf einem bunten türkischen Teppich, lag, ausgestreckt wie die Sphinx, ein gleichmäßig graues, grauenhaftes Untier mit ganz kahlen Augen; es hatte Ähnlichkeit mit — einem Nashorn. Welche Zielscheibe endloser Witze.

Links neben dem Liebesgott hockte auf einem dürren Ast, hochgereckt, mit den Augen zum erspähenden Raube, ein gänzlich verhungerter, zerzupfter Aasgeier. Rätsel über Rätsel. „Die Liebe und ihre Begleitung?“ Aber die „Be-

gleitung?" Sollte sie die Entsagung und die Eifersucht versinnbildlichen?

Ich konnte nicht wegfinden von diesen Bildern. Das Blut stieg mir in die Schläfe, hörte oder las ich die ledernsten Witze. Besonders das Nashorn mußte herhalten. Ach, diese elenden Beurteiler bei uns! Malt oder dichtet einer einmal frisch aus sich heraus: gleich ducken sie ihn, weil sie ihn nicht verstehen können. Ihr „Leserkreis würde ihnen auch sonst schön „aufs Dach" steigen". Ists nicht schon genug der furchtbaren Kämpfe, bis ein „Neuer" endlich sich durchgedrängt hat? Gebt Raum, ihr Herrn! Helft, statt zu ersticken.

* * *

Wieder in meiner Vaterstadt angekommen, ich sitze ja noch heute hier, ergab ich mich zuerst aus Gram, dann aus feurigen, wilden, natürlichen Wünschen, derber Liebeslust. Mit meinen Freunden besuchte ich die Tanzböden auf den umliegenden Dörfern. An diese Zeit denk ich gern zurück und ohne Bitterneid, daß sie nicht wiederkommen kann. Aus jenen Tagen begleitet mich ein milder Abglanz meiner Jugend, und bis ans Grab wird er mit mir gehen. Dies Schleichen

nach Thür und Fenster, Kammer und Laube, nur um ein paar Stunden ein hübsches, gutmütiges Mädel zu herzen. Wie schlug mein Puls. Wie frisch die Kühle am frühen Morgen auf dem Nachhauseweg! Was lach ich denn? Fällt mir noch einmal die kleine Grete ein, die der Vater wütend zur Arbeit aus dem Dachstübchen holen wollte. Die Todesangst dabei. Und wie wir bei Sonnenaufgang die Stare schwatzen hörten auf dem Dachfirst neben uns; ihr Nachäffen verschiedner Vogelstimmen, ihr Nachäffen selbst des Hundegebells. Wie haben wir gelacht in glücklichster Ruh. Welche Fülle von köstlicher, natürlicher Lust.

Meine kurze, zweijährige Ehe kommt mir wieder ins Gedächtnis. Ich habe Dich geliebt, wie keine Frau sonst auf Erden, Du stille Agnes. Wärest Du nicht immer so stumm und verschüchtert gewesen. Allmählich kam die Langeweile, die furchtbarste Feindin der Ehe. Der Mann, von der Natur zur Vielweiberei bestimmt, läßt seine Augen über andre Weiber streifen. Ich bin Dir treu geblieben bis ans Ende; aber es fehlte mir die rechte, die gewollte Gelegenheit, die Versuchung trat nicht dazwischen. Da wars denn freilich keine gewaltige Heldenthat von mir.

Die Fortpflanzung ist das Urgeheimnis. Der Trieb dahin ist jedem Menschen mitgegeben. Aber ich glaube fest, wie nichts sich gleich ist, kein Blatt dem andern am selben Baum, wie es überall unzählige Schattierungen giebt, so ist dieser Trieb ungleich bei uns. Der eine hat Fischblut — aber dann soll er nicht den Tugendwächter spielen und den verdammen, dem ein Kügelchen mehr das Blut treibt. Mantegazza, in seiner Physiologie der Liebe, hätte besser den ganz unerträglichen Sittenpredigerton aus seinem Werk herauslassen können.

Wir sollen frei sein, wir sollen uns überwinden können; aber das „gefleckte Pardeltier" verfolgt uns unaufhörlich. Der Kampf ist der schwerste. Setzen wir der Bestie, dieser himmlischen Bestie, den Fuß auf den Nacken, dann haben wir gewonnen. Dann sind wir frei und keine Sklaven unsrer selbst mehr. Wer hält das Haupt hoch und sagt: Ich bins! Wo mag denn der alte Schmöker geblieben sein, der mir in bösen (bösen? es war doch die Stimme der Natur) Stunden als treuer Beschützer zur Seite stand: das alte „Rechenbuch von Albertus Kroymann, Hamburg, 1810, Verlag von Kitzinger und Sohn, mit hohen Privilegien". In seine unglaubliche Langweiligkeit

hab ich dann mit eisernem Willen mich versenkt. Half die Ernüchterung denn immer? Aber ich schreibe ja lauter „olle Kamellen“ nieder.

* * *

Eben erhalte ich ein Schreiben von meinem langjährigen Freunde Theobald, den ich so liebe wegen seiner immer gleichbleibenden Güte, wegen seiner „anständigen“ Gesinnung, wegen seiner Neidlosigkeit, wegen seiner Freundestreue, die nicht nachgelassen hat, wie immer auch mein Schifflein auf den Wellen tanzte. Er dankt mir für mein Geburtstagsgeschenk: Die letzte große Goethe-Ausgabe. Er sagt: „Goethe verstehen wir erst zu würdigen, wenn wir den gleißenden Schein der Kunst überwunden, wenn wir hinter dem Schnürleib der Form den hohlen Gummibausch der Phrase entdeckt haben und zur Mutterbrust der Natur uns zurücksehnen.“ Bei „Goethe“ fällt mir ein, daß ich meine Vorlesung über diesen Gott in unserm Städtchen noch nachtragen muß. Seit dem Abend habe ich das sogenannte „Volk“, gemeiniglich die große Menge genannt, aufgegeben. Ich möchte eine Pflaume gegen hundert Pfund Gold wetten, daß, sechzig Millionen Deutsche angenommen, fünfhundert von uns Freude, ich

sage nicht Verständnis, an unserm größten Dichter haben. Mehr nicht.

Ach, jener Abend! Es galt den Überschwemmten. „Der Wohlthätigkeit sind keine Schranken gesetzt," wie die bekannte Redensart lautet.

Es war das ganze Städtchen im großen Saale der „Stadt Hamburg" versammelt. Da saß die geizige Frau Schlachtermeister Jansen: Bei jeder Gelegenheit, die wir Wüstenhammer im großen Saale in „Stadt Hamburg" zusammen sind, eskamotiert (das Fremdwort ärgert mich, aber es ist hier zu bezeichnend) sie das bestellte Stück (die ganze Stadt weiß es und beobachtet sie deshalb fortwährend) Kuchen, mit dem sie indessen gespielt hat wie die Katze mit der Maus, am Schluß des „Vergnügens" in ihr Taschentuch, um es am nächsten Morgen beim Kaffee zu verzehren; da saß mein riesiger, gutherziger Barbier Hans Holm; Dreißig Jahre hat er mir die Stoppeln genommen und, ich glaube, ganz vergnüglich sich aus diesen Stoppeln sein jetziges Haus gekauft; wunderbarerweise wird der Dickwanst von uns seit unvordenklichen Zeiten „Melodie" genannt. Da saß ferner . . . nun alle Wüstenhammer waren erschienen.

Ich hatte zum Vortragen gewählt: „Christel",

„Rettung“, „Morgenklagen“, „Der Gott und die Bajadere“, „Mahomets Gesang“, „Die schöne Nacht“, „Brautnacht“, „Willkommen und Abschied“, „Mailied“, „Rastlose Liebe“.

Absichtlich nahm ich diese Lieder, um einmal den Abderiten zu zeigen, was Frische, Natur, Natürlichkeit, jubelndes, jauchzendes Herz sei. Aber alles blieb still; allmählich fingen die Leute an den Tischen an, zu tuscheln: sie langweilten sich. Nach dem Gedicht „Brautnacht“ erhob sich Frau Hofprediger Möllermüller mit ihren beiden hübschen Töchtern und verließ in absichtlicher Augenfälligkeit den Saal. Wie ich am andern Morgen hörte, nicht allein, daß die Frau Hofprediger dieser Meinung gewesen, von Gevatter Schuster und Schneider: Goethe sei der unsittlichste Mensch.

Als ich auf meinem Pulte merkte, daß die prächtigen Lieder nicht „zogen“, daß sie den Anwesenden auch unverstanden blieben, schlug ich den Himmlischen zu mit Wut im Herzen, mit Lächeln auf den Lippen. Dann nahm ich, für den Fall von mir bereit gehalten, die „Werke“ der bei unsern Deutschen, insonderheit unsern Damen so beliebten „Dichter“ Hütchen, Tütchen und Rütchen her und las aus ihnen.

Und las mit Wut auf den Lippen und Lächeln

im Herzen diesen saftlosen, blutleeren Blödsinn. Wir Deutschen liebten von jeher das Abstrakte. Jedes ins Zeug gehende, aus der Wirklichkeit herübergenommene, jedes wahre Gedicht ist uns bekanntlich ein Greuel. Abstrakta, Abstrakta!

Und hört, hört! Nachdem ich aus den „Werken“ der berühmten Dichter Hütchen, Tütchen und Nütchen geendet, brach ein Händeklatschen los, daß die Wände zitterten.

Dann folgte das in jeder deutschen Kleinstadt unvermeidliche Kränzchen und Tänzchen.

Ach, ich bin es satt.

* * *

Eine Stunde später.

War es nicht heute wieder, als ich an der Mergelgrube stand, daß ich beinahe den letzten Schritt gethan, um für immer befreit zu sein von dem langweiligen Leben, das zu führen ich gezwungen bin seit so langer Zeit. Dies ewige, ewige Whistspielen mit denselben Bekannten; den Apotheker dabei unaufhörlich zu hören: „Trefflich schön singt unser Pfarrer“, „Karauschen mit Maibutter“, „Herzlich gern, sagt meine liebe Doris“. Tagein, tagaus die gleichen dienstlichen Arbeiten, das gleiche Essen, die gleichen Menschen, das

gleiche Bier, die gleichen Spaziergänge, die gleichen abgedroschnen Späße und Geschichten in der Kneipe. Auch meine Bücher, meine Dichter, meine Geschichtsschreiber helfen mir nicht mehr über den Tag: ich habe hier ja keinen, mit dem ich mich über sie aussprechen, mit dem ich Gedanken tauschen könnte. Immer nur die gleiche Öde einer kleinen Stadt. Ich glaube, ich bin schon völlig verkommen und vertiert. Mit gleicher Neugierde und Bosheit höre und erzähle ich von dem lieben Nachbarn, wie meine Mitbürger; mit dem gleichen Hochmute schaue ich auf jeden hinab, der fremd ins Thor tritt, wie meine Mitbürger.

Es ist übergenug. Und ging ich heute nicht zur Ruhe in meine Mergelgrube, dann ist es morgen noch Zeit oder wenn die Stunde kommt. Nichts höre ich mehr von den lieben Menschen. Kein Apotheker ruft mehr: „Herzlich gern, sagt meine liebe Doris“; die deutsche Litteratur ärgert mich nicht mehr, alle die „berühmten“ Dichter Hütchen, Tütchen, Nütchen.

Ob ich jetzt, die Nacht ist hell, noch einmal hinauswandere? Oft in stillen Sommermitternächten lag ich dort, den Kopf an den großen Wanderstein gelehnt. Wie unendlich ruhig alles um mich dann: ganz, ganz fern nur höre ich

um ein Uhr zwei Minuten den Nachtschnellzug rasseln; es sind fast drei Meilen bis zu den Schienen. Zuweilen ist das Geräusch deutlicher: wenn er über Brücken, über festere Erdschichten rollt; zuweilen verschwindet es, um noch einmal, nach Minuten, wiederzukommen in unendlicher Weite — und dann wird die Ruhe nicht mehr unterbrochen. Nur die Quellen höre ich noch unter mir, geheimnisvoll. Im vergangnen Jahr, als ich zum letzten Mal dort nachts mich aufhielt, schien der Vollmond. Als ich mich dem Plätzchen näherte, fand ich, wie den Hund sitzend, Freund Reineke auf dem Wanderstein. Es mochte nach dem heißen Tage ihm eine kühle Ruhestatt gedäucht haben. Der schlaue Kerl, sicher wissend, daß ich ohne Gewehr kam, ließ mich bis auf zwanzig Schritte heran, mit auf die Seite gelegtem Haupt; ganz sanft sprang er hinunter und schnürte gemächlich, die Lunte schleifend, ins Feld. Wie Silber glänzte im Mondlicht sein rotgelber Pelz.

* * *

Den 27. Mai.

Heute früh fünf Uhr wurde ich geweckt. Ein reitender Bote aus Belixdorf brachte die Nachricht, daß sich der dortige Bürgermeister totgeschossen

habe. Um sieben saß ich im Wagen, um hinzufahren. Seit zwei Tagen war plötzlich eine ungemein starke Hitze eingetreten. Der Wechsel in meiner Heimat vollzieht sich oft in Stunden.

Der schönste Sommermorgen umgab mich. Mit einem Male schien alles emporgeschossen zu sein. Über alle Hecken hatte die weiße Blüte des Schlehdorns eine feine Spitzendecke gelegt. Butterblumen, Stiefmütterchen, Steinbrecht drängten sich um die Wette. Das gelbe Jakobskreuzkraut, das sonst viel später kommt, sah ich schon. Der Faulbaum und die Ahlbeere und der Nußstrauch, alles, alles schenkte sich der Sonne. Zu meiner Verwunderung, steht und fällt es doch mit der Osterblume, sah ich vielfach den weißen, sehr fein lilageäderten fünfzipfeligen Kelch des Sauerklees. Ein denkbar zarteres Hellgrün als das Dreiblatt dieser Blume kenne ich nicht.

Bei Hasenkrug auf der Höhe, wo sich beim Ausgang aus dem Buchenbusch der Weg in die Ebne senkt, ließ ich halten. Zu allen Jahreszeiten ist mir der Blick lieb geworden. Über die unabsehbare Niederung glitt mein Auge. In der glänzenden Morgensonne blinkte und blitzte alles. Scharf traten die Gräben zwischen den Wiesen heraus, wie ein Netz. Die ganze Gegend war

durch weidendes Vieh belebt. In der Mitte dieser ausgedehnten Marschen liegt Grashof, des Vogtes Haus. Mächtige Eschen, so weit zu sehen ist: die einzigen Bäume, umrauschen es. Der Herdrauch zieht aus dem Häuschen. Von überall her, dumpf und laut, nah und fern, oft ausgestoßen wie in Todesangst, klang das Gebrüll der Stiere und Kühe. Der Kiebitz rief dazwischen. Ein kalter Hauch, wie aus Sümpfen und Mooren, den der Wind auf die Flügel genommen hat, zog in fast sichtbaren Nebelstreifen an mir vorüber. Dann wieder gleißte alles im Funkelgolde der Sonne.

Ich fuhr weiter. Schon von weitem konnte ich ins Dorf hineinsehen. Es geschah dort das gleiche wie überall auf Erden, wenn in kleinen Orten ein Ereignis gewesen ist: die Jungen standen umher, alte Weiber redeten eifrig, ein durchs Dorf fahrender Wagen ließ die Pferde stoppen: der Insasse beugte sich über den Rand und fragte einen Vorübergehenden. Während der Erkundigung ließ er sanft die Peitsche über die unruhigen Pferde gleiten. Der Gendarm und mein Schreiber, den ich vorgesandt hatte, standen mit ernsten Mienen vor der Thür des Trauerhauses. In diesem waren zwei Fenster verhängt: der Erblaßte lag dort. „De Hardsvogt kummt“,

beobachtete ich an der Bewegung, als meine Pferde einbogen.

Der Gemeindevorsteher Klaus Tietge, der sich nun freiwillig des atmenden Lebens begeben hatte, und ich kannten uns lange. Ich schätzte ihn sehr hoch: ernst, ein wenig finster, trocken, ruhig vorwärts schreitend: ich bin einmal so, hatte er seine und seines kleinen Staates Angelegenheiten stets in bester Ordnung. In seiner Familie herrschte er als Patriarch. Was er dort wünschte, geschah; und es geschah gern. Es schien mir unbegreiflich, daß grade er, der auch durch seinen Fleiß und seine Klugheit ein für seine Verhältnisse beträchtliches Vermögen sich erworben hatte, sich in den dunklen Strom aus freien Stücken getaucht. Ich kannte seinen frommen Sinn, seine hohe Achtung für die Kirche und ihre Diener; wie er sein Gesinde, ohne zu übertreiben, zu christlicher Zucht leitete.

Im Hause wurde ich von der Frau und einigen Männern empfangen. Im Hinaufgehen ins Zimmer, wo der Erkaltete lag, bemerkte ich eine Tochter verzweifelt schluchzen; immer wieder hörte ich sie klagen: „Vadder doch, min Vadder doch."

Aus dem Raume, wo sie den Toten aufs Bett gelegt hatten, entfernte ich unter einem Vorwande die Menschen. Ich blieb allein zurück.

Der Selbstmörder, der sich gut ins Herz getroffen hatte, lag wie lebend da. Die finstern Züge waren dieselben geblieben, nur die sonst immer festgekniffnen Lippen standen offen, so daß ich den Gaumen sehen konnte. Dadurch bekam das Gesicht etwas Dummes, Unbehülfliches.

Ich bog mich zur Leiche nieder und fragte ihn, als wenn er lebend vor mir stände: „Tietge, weshalb haben Sie sich erschossen?“ Als Antwort hörte ich auf der Straße eine keifende Stimme: „Swinemöter kummt uk all“ (Der Schweinfesthalter kommt auch an) (möten = halten). Die liebe Jugend hatte dem Alten diesen Namen beigelegt, und nun nannten ihn alle so: seiner äußerst krummen O-Beine halber, mit denen er, wie eben behauptet wurde, durch diese durchlaufende Schweine festkneifen konnte.

In diesem Augenblick brachte mir mein Schreiber mit tiefgeheimnisvoller Miene einen Zettel, der bei dem Verblichnen gefunden sei. Ich nahm ihn an mich und las: „Ick much ni mehr“ („Ich mochte nicht mehr; ich hatte keine Lust mehr zu leben“). Bei jedem andern wäre mir dieser Grund verständlich gewesen. Hier blieb er mir ein Rätsel.

Als mein Schreiber sich entfernt hatte, sah

ich dem Toten wieder ins Gesicht. Plötzlich bemerkte ich, wie eine unsrer gewöhnlichen, kleinen Hausspinnen von der Decke mit fast wagrechten Beinchen herunterspann, grade auf das Gesicht des Toten zu. Mich überfiel eine Art Platzangst: ich sah, wie das Spinnlein unmittelbar zwischen den offen stehenden Lippen in den Mund hinein wollte. Ich ermannte mich endlich und nahm sie mit den Fingern kurz vor dem geöffneten Schlund weg.

Unten traf ich um die streng aussehende Wittwe, die ihre bebenden Gefühle nicht verraten wollte, die Trost- und Heulweiber. Trotzdem verschwanden die Süßigkeiten von einem Kuchenteller, den sie wie die Wagenschieber herumschoben auf dem Tisch, mit großer Schnelligkeit.

Meinen Schreiber zurücklassend, „um nunmehr das Weitere zu veranlassen“, wie es in der gräßlichen Amtsstubensprache heißt, gab ich dem Kutscher, dessen Mund ewig aufgesperrt ist, wahrscheinlich lebt er nur vom Ostwind, das Zeichen zum Abfahren. Ein Glas eiskalten Rotweines, mir an den Schlag gebracht, wies ich, innerlich schaudernd, dankbar zurück. Um acht Uhr morgens das den Bauern verkaufte rote Gift, fürchterlich

kalt, zu trinken, bin ich immer außer stande gewesen.

* * *

Es ist mir von jeher ein Unbegreifliches gewesen, daß sich plötzlich, gänzlich unvermittelt, Frauengestalten wieder in meinem „Busen“, wie die Dichter sagen (mir ein widerwärtiges Wort) regen, die ich lange, lange vergessen hatte. Das Leben eines jeden Mannes besitzt ein Stammbuch im Herzen, das allerlei schwarze, braune, blonde Köpfe und Zöpfe enthält; ein wirkliches Stammbuch mit Locken, außerordentlich schönen Versen und der ergebensten Freundschaftsbeteuerung ist dies nun just nicht. Und es wird selten aufgeschlagen.

Ich finde es zum mindesten wunderbar, daß vor mir, etwa beim Anzünden eines Lichtes, oder in einem langweiligen Dienstgespräch, oder wenn ich die Karten mische, oder was es immer ist, ein Wesen im Augenblick gezaubert steht, daß ich längst ins Grab gesenkt. Dann muß ich einige Tage mit diesem Gedanken umhergehen. Das quält mich. Mit oft leidenschaftlichen Gluten, die nicht zu stillen sind, weil das Mädel längst

gestorben, verheiratet, grau geworden, vielleicht verkommen ist, gehe ich in diesen Tagen umher. Immer liegt sie mir im Gedächtnis, wo ich gehe und stehe. Allmählich, nie länger wie acht Tage dauert dieser Zustand, verblaßt das Bild und verschwindet und zerfließt.

Heute aber habe ich den Zusammenhang unmittelbar gespürt.

Als ich aus der Niederung im steigenden Wege in den Buchenbusch bei Hasenkrug auf der Höhe einbiegen wollte, sah ich mich noch einmal um, der Niederung Lebewohl zu sagen. Ich entdeckte dabei nicht weit von meinem Wagen einen Storch, dessen sonst weiße Flügel grau vor Schmutz erschienen. Der Gute hatte sich wahrscheinlich im tiefsten Sumpfland herumgetrieben und suchte sich nun zu trocknen. Einmal streckte er den rechten Ständer aus und breitete dann über diesen die rechte Schwinge. Ich mußte lachen, er hing sie wie über eine Zeugleine. Da, während ich den Storch betrachte, schießt mir das Bild eines Reihers durch den Kopf; und ein prächtiges Bild:

Es war mir gemeldet, daß die bei uns nicht häufig vorkommende Brandente in den Pöyenberger See eingefallen sei. Der lag in meinem Jagdbereich. Als eifriger Jäger war ich schon

am anderen Morgen, der Juli ging zu Ende, um drei Uhr „auf den Beinen“. Außer meiner alten Hündin begleitete mich Fatinga, das zierliche, schlanke Mädchen. Sie wollte gern den Jagdtag mit mir durchleben.

Um vier Uhr standen wir am See. Der Nebel braute, hob sich, senkte sich, zog hin und her: zuweilen die schwarzen, kurzen Wellen auf einem Streifen des Wassers zeigend, verhüllte das andre Ufer, ließ es nach Minuten wieder frei. Kurz, es war sein Kampf mit dem Tagesgestirn.

Wir drei standen, die Hündin ab und zu vor Kälte zitternd, mir dicht vor den Knieen, von Schilf geborgen, am Strand. Es war empfindlich kalt. Während wir schweigend in den Dunst sahen, brach dicht neben uns ein Fischreiher, der sich bis dahin aus Politik still gehalten haben mochte, nun aber doch der Gefahr besser durch seinen Abflug zu entrinnen glaubte, aus dem Rohr. Es war ein wundervoller Anblick. Der herrliche Vogel, erst einige Seiltänzersprünge machend, um Luft unter den Flunk zu fassen, ging dann in die Höhe. Wir konnten von den nebelfeuchten Flügeln, die den Aufstieg dadurch erschwerten, die Tropfen fallen sehen. Bald war er im dichten, alle Aussicht verbergenden Rieselregen verschwunden. Meine

Hündin gab mir ein vorwurfsvolles Auge, daß ich das Gewehr nicht an die Backe gerissen hatte. Fatinga, erschreckt durch das klatschende Geräusch, hatte mich schnell, ängstlich umfaßt. Und so starrten wir drei dem mächtigen Wolkenbesucher nach.

Und von diesem Reiher kettete sich mein Gedankengang zu Fatinga, und in der nächsten Sekunde überfiel mich eine gradezu wütende Sehnsucht nach Fatinga, und ich rief meinem, noch immer den Ostwind verschluckenden Kutscher: „Nach Joachimsquell."

Die kleine Waldschenke Joachimsquell lag nur eine Viertelstunde vom Wege entfernt. Nach Joachimsquell! Ich muß die Stelle wiedersehen, wo ich so glücklich gewesen bin vor — dreißig Jahren. Und dreißig volle Jahre hatte ich nicht an Fatinga gedacht. Es ist mir, als wenn ich nicht in einem Tagebuche schreibe; es ist mir, als wenn ich, in meiner ungeheuern Einsamkeit, einem Freunde gegenübersitze, um ihm zu erzählen.

Fatinga nannte ich sie in meiner damaligen romantischen Stimmung. Sie hieß eigentlich Annchen Silberband. Allerdings könnte ich mich in diesem Namen irren wie auch darin, daß ich nicht recht mehr weiß, ob sie die Tochter unsers Nachtwächters gewesen ist oder eines Gefängniswärters.

Auch entsinne ich mich nicht, wie wir uns kennen lernten.

Die Waldschenke gehörte damals wie heute Marcs Hamann. Ich hatte diesem in jener Zeit einmal dadurch einen kleinen Dienst erwiesen, daß eine, für ihn von mir verfaßte Bittschrift höhern Ortes auf guten Boden gefallen war. Der Mann wollte mir durchaus seinen Dank bezeugen. Aber ich wies ihn lachend ab. Eines Tages doch fuhr ich zu ihm, der sich eben verheiratet und das Haus schon im Walde gekauft hatte, hinaus und sagte ihm: „Nun können Sie mir einen Gegenbeweis geben. Sie sollen mich und meine kleine Frau acht Tage so beherbergen, daß wir von keiner Seite belästigt werden.“ Und richtig, es machte sich vortrefflich. Allen alten Tanten meines Nestes zum Trotz ist das Geheimnis gewahrt worden.

Die Schenke war aus einem dort stehenden verfallenden Jagdschlößchen gebaut. Stille, verwilderte, verlassene Gärten liebe ich. Hier fand ich einen.

In diesem Häuschen, in diesem Garten, von verschwiegnen Menschen beschützt, durchlebte ich den kleinen Roman. Ein heißer Augustmonat ging mit uns. Überall, wo der Wald, ja, selbst der vergeßne Garten die Haide zuließ, blühte diese.

Eines Tages saßen wir auf einer steinernen Bank vor einer mit hohem Gras versteckten eingesunknen Urne. Der Südwind wehte schwül. Er neigte die weißen Doldenblümchen der Schafgarbe, die hier um uns zahlreich sich eingenistet hatte. Die Heuschrecken zirpten nah und fern. Fliegen, in buntesten Farben, schwirrten, standen in der Luft.

Plötzlich eilte ein Käferchen auf den Fuß Fatingas zu. Sie trat es tot. Ich war empört und verwies, äußerst heftig werdend, es ihr ernstlich. Da zuckten die Lippen ihr, Thränen stürzten hervor, und schluchzend warf sie sich an meine Brust, immer wiederholend: „Ich hab Dir wehe gethan." Nie hörte ich so weinen. Das kam aus dem innersten Innern heraus. Ich erinnere mich, daß es mir eine süße Grausamkeit bereitete, sie so schluchzen zu hören. Ich beugte mich über sie. Das Schluchzen gab ihr Herz. Ich hielt sie in meinen Armen wie ein bereuendes Kind. Dann beruhigte ich ihren leidenschaftlichen Schmerz. Ach, ein Menschenherz liebte mich . . . Während ich ihr gute, freundliche Worte gab, bemerkte ich, wie sie mich verstohlen beobachtete, von unten auf, nicht das Köpfchen, nur die Augen hebend. Endlich hob ich sie hoch, wie eine glückliche Mutter

ihr Kind zeigt, und ein erstes Lächeln, noch unter Thränen, sonnte schüchtern und schalkhaft mir entgegen.

* * *

Im Waldhäuschen, wo mein Ostwind verschluckender Kutscher indessen ein Dutzend schwerer schleswig-holsteinischer Buchweizenklöße gegessen, hatte ich mit dem gleich mir längst ergrauten Marcs Hamann den Garten und die Räume besucht, wo ich einst so glückliche Stunden verlebt habe. Merkwürdig, als ich wieder den Wagen bestiegen hatte, schienen alle Erinnerungen an Fatinga verflogen. Ich war wie befreit.

Es war heißer Mittag geworden. Alle Vögel schwiegen. Nur die Goldammer sang ihr zweitönig Liedchen in allen Knicks. Oft habe ich gedacht: verdankt Beethoven unbewußt den Anfang seiner Dritten vielleicht diesem Vögelchen? „Das Anklopfen an die Schicksalsthür?“ Beethoven! und das ist mir noch wie ein Verbindungszeichen mit dem Himmel: woher kommt der Genius! Weshalb unter Millionen und aber Millionen immer nur Einer! Eine Erinnerung von einer schönern Welt? Beethoven, der so viel grübelte, dem aus vielen unscheinbaren Einfällen, von denen uns

manche erhalten sind, die er flüchtig hingeschrieben, ganz allmählich die großen Werke wuchsen. Und welch ein Unterschied andrerseits mit dem Göttersohn Mozart. Hier ist keine Spur von Arbeit, er hat kaum Zeit zu schreiben, so drängen die Gedanken. Alles fließt bei ihm in unglaublicher Schöne. Aber Beethoven und Mozart sind es nicht, die das in mir wach rufen wie Johann Sebastian Bach und Robert Schumann. Und namentlich dieser, ob ich ihn höre oder spiele, bringt mir unerklärliche Stimmen und Stimmungen. Wie das alles geheimnisvoll ist. Ja, der Genius, und ich kann diese Vorstellung Zeit meines Lebens nicht verwinden — der Genius ist noch von einer andern Welt auf diese klägliche Erde mitgeflogen. Der Genius! Und immer nur unter vielen Millionen Menschen einer! Von allen Genies steht mir in der ganzen Weltgeschichte nach Cäsar der große Gottesleugner Fridericus Rex am höchsten. Der Einsame.

Ich kam auf meiner Fahrt immer mehr ins Denken hinein. Und es löste sich aus diesem wie ein klarer Punkt der eherne Wappenspruch eines uralten, berühmten deutschen Adelsgeschlechtes: Chacun a bien à faire du Sien. Ich mag ihn übersetzen wie ich will, immer schält sich der Kern heraus: Ich bin, ich lebe! Ich habe das Recht

wie jeder, zu atmen, zu kämpfen, zu genießen. Unser Leben ist kurz. Zum Teufel mit der Zagerei. Kein Narr will ich sein. Jeder lebe nur so gut wie irgend möglich.

Ach, unser Leben! Welchen Zweck hat es! Wie unzählig ist die Frage den Sternen von uns zugerufen. Und niemals kam die Antwort, kam ein Zeichen.

Früher rang ich mit Gott, und oft, oft hab ich den Spruch geschrieen, der mir in der Bibel zuhöchst steht: „Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben.“ Wenn ich meinen Freund, den Seelsorger, den treuen, lieben Hermann — wie herzlich war er doch das letzte Mal in Hornerkirchen; das sind auch wieder zwei Jahre schon her — hier hätte, dessen Worte mich immer so trösten, vielleicht, vielleicht . . .

Und ich versank und brütete. In Wrist fuhren wir bei Hans Harder vorbei. Und wie vor dreißig Jahren ging hier im Göpelwerk, die alte Schindmähre mit einem abgerißnen Ellernzweig schwach treibend, der neunzigjährige Kaspar-Ohm. Ich ließ halten. „Na, wo geit't, Kaspar-Ohm?“ „Ümmer 'rüm, ümmer 'rüm (herum), Herr Hardsvogt.“ Und ich mußte mir im Nachhauseweg oft wiederholen: „Ümmer 'rüm, ümmer 'rüm“ — in

der alten traurigen Tretmühle. Wer kann das aushalten.

* * *

Der Vollmond steigt eben über Stellau auf: groß, pratschig, gelangweilt. Ich will heute Abend mein Lehmloch besuchen. Es war in einer Nacht, auch im Mai, vor langen Jahren, als ich auf dem großen Stein nicht den Fuchs sah. Meine Sinne verwirrten sich damals; erst der frühe Tau brachte mir wieder das Bewußtsein. Der Mond beschien die Mergelgrube und den gelben Huflattich, der dort in großer Menge wächst. Es gab eine rätselhafte Landschaft: der gelbe Mond auf dem gelben Huflattich. Ist das ein Fleckchen, wie es sich auf dem Uranus vielleicht zeigt? Und ich hatte mir kaum die Frage gethan, als es um mich rauschte, wie wenn ein Flug Tauben nah über meinem Kopfe eine Schwenkung gemacht habe, und, o Grausen, auf dem Riesenstein lag ein Ungeheuer, ein Drache, ein Tier, ein Etwas, das ich nie auf unserm Planeten gesehen hatte. Ich trat entsetzt zurück, aber im Rückwärtstreten behielt ich es im Auge: es leckte sich wie ein Hund, wie eine Katze die ausgestreckt liegende rechte Pfote. Eine blaue

Phosphorscheibe umrahmte den Kopf des Untiers. Dann rührte es sich bald nicht mehr; seine großen kahlen, leeren Augen glotzten mich an, wie in Hamburg auf jenem Bilde die Augen des Nashorns. Und wie der Satan vor dem Kreuz, das ihm entgegen getragen wird, ging ich zurück den linken Ärmel vor den Augen, unter ihm hinschielend nach der Erscheinung. Da hörte ich aus unermeßlicher Weite Robert Schumanns „Aufschwung“. Es klang ganz leise; aber nun hier, nun dort, langsam schwellend; und es war kein Durcheinander, immer trat scharf die unvergleichlich wundervolle, herzentlastende Melodie hervor. Ich spiele das Stückchen oft, und dann mit jener stürmischen Leidenschaft, wie es gespielt werden muß. Noch heute Morgen, ehe ich in den Wagen stieg, ließ ich es über die Tasten jagen.

Und lauter und lauter klang es, und brausender und brausender von allen Seiten. Und ich ließ den Arm fallen von der Stirn und hob den Kopf und mit festem Schritt trat ich auf den Stein zu. Je näher ich kam, je mehr verwandelte sich das seltsame grause Tier in eine hohe Lichtgestalt und endlich, als ich ganz in der Nähe, erblickte ich einen Engel, genau in der Vorstellung, wie wir sie als Kinder haben. Die

weiße, ebenmäßig gebaute Gestalt stand im blauen Schein. Und es war die ähnliche dämmerige Färbung der Landschaft: der gelbe Mond auf dem gelben Huflattich und alles das übergossen von dem blauen Schein.

Noch immer jubelte die Musik. Und mein Herz war mutig. Und ich redete den Engel an. Unser Gespräch glich einem Verhör zwischen dem Beamten und dem aufs Dienstzimmer Hinbestellten. In dem gleichen trocknen, lebenstoten Ton.

„Wer bist du?"

Ein Geschöpf der Welt.

„Wo ist Dein Wohnsitz?"

Auf dem Uranus.

„Weshalb stehst Du hier?"

Du riefest mich.

„Sehen auf dem Uranus die Geschöpfe so aus wie Du?"

Nein. Ich gab mir die Gestalt, die Deiner Vorstellungskraft möglich ist. Würdest Du hier ein Geschöpf des Uranus erblicken, schlüge Dich auf der Stelle der Wahnsinn.

„Alles ist anders wie bei uns?"

Ja und nein.

„Was soll die Antwort? Du sprichst ja wie ein deutscher Professor."

Auf dem Uranus wie auf allen Sonnen und Planeten sind die Grundstoffe die gleichen. Den Stein, auf dem ich stehe, findest Du auch auf dem Uranus.

„Giebt es bei euch auch Drahtzieher, Kesselflicker, Dichter, Bäcker und andre Handwerker wie bei uns in Deutschland?"

Die Dichter sind bei uns Künstler.

„Und dürfen sie schreiben, wie sie wollen? Und sind, wie in Deutschland, nicht gezwungen, nur für die Kinderstube ihre Sächelchen herzurichten?"

Sie dürfen sich ausleben bei uns.

„Habt ihr Frieden, den ewigen Frieden bei euch?" („Aufschwung" schien ersterben zu wollen).

Es ist die ewige, große Schlacht wie bei euch, wie in der ganzen Welt.

„Betet ihr zu Gott?"

Wir beten zur Sonne, zu unsrer Mutter, die auch Deine Erde geboren hat. Wir Planeten sind Geschwister.

„Wer ist unser Erzeuger?"

Eine andre Sonne. Die beiden Sonnen trafen sich. Der Vater zerschellte. Die Kinder sind wir.

„Also Kampf und Blut auch bei euch?"

Ich sagte es Dir schon.

„Hat euer Blut rote Farbe?"

Du könntest es nicht begreifen, wenn ich Dir darauf Antwort geben würde. Du würdest sofort wahnsinnig. Ich spreche mit Dir, als wäre ich ein Erdenbruder von Dir.

„Löse mir das Rätsel der Welt."

Es ist kein Rätsel. Alles war, alles ist, alles wird ewig sein im immerwährenden Wechsel, im Aufgang und Niedergang, im Geborenwerden, im Wachsen, Abnehmen, Sterben.

„Die letzte Frage" (und ich sah dem Engel klar in das schöne, regelmäßige, etwas hochmütige Gesicht): „wird unser Geist befreit, wenn die Schatten des Todes uns umrauschen; wenn wir der irdischen Qualen und Greuel entbunden werden, schweben wir dann nach seligen Inseln?" („Aufschwung" war gänzlich erstorben; lautlos ging die Welt).

Statt der Antwort verwandelte sich langsam, es knisterte, der Engel in die Gestalt der Sphinx mit der altbekannten, elephantenohrlappigen, dumpf-dummbrummigen, schläfrigen, unempfänglich-unempfindlich gleichgültigen, kindisch schweigenden Fratze. Und eine ungeheure Stille umgab mich. Ich schlug zu Boden und verlor das Bewußtsein.

Wie ein letztes Geräusch klang mir das ferne Gerassel des Nachtschnellzuges.

Ich will meine Mergelgrube besuchen . . .

* * *

(Aus einer Grabrede.)

„Friede sei mit uns allen. Der Friede in Gott.

Der Prediger Ihrer anmutig gelegnen kleinen Stadt, mein Amtsbruder, verehrte Leidtragende, hat mir gütig erlaubt, meinem lieben Freunde, der hier vor uns im Sarge ruht, das letzte Wort nachrufen zu dürfen.

In einem Anfall tiefer Schwermut, die sich bei ihm zeitweise, wie Ihnen allen bekannt, zum Wahnsinn steigerte, hat er sein Ende gefunden an einem verlaßnen Orte zwischen stillen Feldern.

Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben!

Das war sein Lieblingsspruch aus der Bibel.

Wie kaum ein andrer Mensch je, hat er gerungen nach Erkenntnis, er hat geschrieen zu seinem Gott, hat er unablässig in seinem Innenleben gekämpft. Er war ein einsamer Mann. Sein reiches Wissen hat ihm nur die Unruhe vermehrt, die ihn unaufhörlich quälte.

Wir Menschen, und insbesondere wir Seel-

sorger sind nicht berufen, am offnen Grabe zu richten.

Wie hat er die Natur geliebt! Und an diesem friedlichen Frühlingstage heute vergißt sie ihn nicht: die Bienen summen, wie zum Abschied, in den Kränzen auf seinem Sarge, und die Schmetterlinge gaukeln über ihnen . . . wie zum Abschiede.

Nein, verehrte Versammelte, kein Abschied ist es, es giebt ein Wiedersehn.

Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben!

Gott ist die Liebe.

Nun, Du Teurer, bist Du angekommen an des Gewaltigen Thron. Atemlos vom Wettspiel des Lebens, keuchend, stehst Du vor ihm. Er aber, der uns ins tiefste Herz sieht, öffnet Dir die Vaterarme und sanft, sanft zieht er Dich an sich: „Du warst ein Mensch, nun ruhe aus bei mir."

Gott ist die Allmacht. Schreitet sein Fuß über die Erde, streift sein Mantelsaum den Uranus.

Gott ist die Güte.

Der Du Dich jetzt birgst an seiner Brust wie ein verlaufen gewesenes Kind, Dir legt er milde die Hand auf Dein Haar und flüstert: „All Leid

hat nun ein End. Was Du geirrt, ich strafe Dich nicht: Du warst ein Mensch."

Ja, verehrte Anwesende. Zu Gott wollen wir aufblicken, alles ihm vertrauen, an ihn glauben. Aus den Schrecknissen und Wirnissen und Widersprüchen des Lebens, er allein hilft uns heraus.

Schlaf wohl, Du treuer Freund. Es giebt ein Wiedersehn.

Der Friede ist mit Dir. Der Friede sei mit uns. Der Friede in Gott."

Auf der Seehundjagd

In der Schenke des Morgens fruh,
Gehts wahrhaftig schon lehrreich zu.
Drinnen schafft das dralle Gesinde,
Draußen schwankt im Frühlingswinde
Hoch in der Straßen ein Bündel Stroh,
Und die Fuhrleut, Heiahoh!
Grüßen den Weiser schon aus der Ferne,
Ei, wie trinkt sich so gut und so gerne
Irgend ein Schöpplein in aller Ruh
In der Schenke des Morgens fruh.

Hans Hopfen.

Vor kurzem las ich das wunderhübsche Gedicht. Hans Hopfen wird sich den Stoff aus einer süddeutschen oder rheinischen Kneipe geholt haben.

Mir fiel eine Schenke „des Morgens fruh“ ein, in der ich nicht ein so lustiges Allerweltsgesindel angetroffen hatte.

Mein Freund Hans in München bat mich, ihm eine Seehundjagd zu „arrangieren“. Es war Ende April, und ich mußte ihm leider erwidern, daß nicht die Zeit „auf“ Seehunde sei. Er möge warten bis Mitte Juli; ich sei dann gerne bereit.

Allein, statt einer brieflichen Antwort erschien mein Freund selbst bei mir und erklärte, er habe im Sommer keine Zeit. Was war zu machen?

Er ließ nicht ab mit Bitten, und so fuhren wir denn mit dem Dampfschiff nach der Nordseeinsel Untjehörn. Es machte mir Freude, meinem Freunde die ihm gänzlich unbekannte Welt der Westküste Schleswigs zu zeigen.

Wir waren also auf Untjehörn. Am ersten Mai, kurz vor Sonnenaufgang wollten wir nach der Fähre aufbrechen, die, anderthalb Stunden von unserm Wirtshaus entfernt, uns nach der Hallig Hagg bringen sollte, wo mir ein lieber Bekannter, der Pastor, wohnte, und von wo aus wir dann unsere Nordseefahrt und das Seehundjagen beginnen wollten. Ich hatte zu dem Ende den Ewer Elise nach Hagg bestellt.

Morgens um drei Uhr weckte uns der fünfzehnjährige Sohn des Hauses mit den Worten: „De Peer sünd all dor.“ Kein Page wars, der uns mit tiefer Verbeugung die Meldung machte: Die Pferde sind gesattelt, aber ein frischer Friesenjunge mit roten Backen. Er sollte uns begleiten, um auf das Gepäck zu achten.

Ein eisiger Wind wehte uns um die Nasen. Im Osten stand die Sichel des Neumonds in wachsendem Morgenrot.

„Zu Pferde, meine Herrn, zu Pferde!“ rief ich pathetisch. Wir kletterten auf die schweren,

plumpen Gäule, und der Zug setzte sich auf dem unergründlichen Mitteldeich in Bewegung. Voran, seitwärts, ging als Führer mein alter Seehundjagdbegleiter Harro Bahne Bandicksen. Er trug mein Gewehr. Mein Freund Hans, der das seinige umgehängt hatte, ritt vor mir. Er sah im Dämmerlicht wie ein Chasseur d'Afrique aus. Hinter uns schloß die Reihe unser Gepäckaufseher, der kleine Johannes. Wie ein Äffchen hockte er zwischen den Reisesäcken, wie das Äffchen auf dem Kamele. Schritt vor Schritt, langsam, kamen wir weiter.

In einigen Kathen waren schon die Familien aufgestanden und saßen um den Theetisch. Wenn wir vorüber ritten, konnten wir in die unverhüllten Fenster sehen. Es rührte mich, die innige Freude der Eltern zu beobachten. Hier saß das Kleinste auf dem Schoße des Vaters; dort verteilte die Mutter Milch und Brot. Einmal doch, ehe der Vater den ganzen Tag bei fremden Leuten arbeiten muß, will er seine Lieben um sich versammeln. Abends, wenn er zurückkehrt, ist die kleine Gesellschaft oft schon in den Betten, und er selbst ist todmüde.

Bei den Mühlen mündeten wir in den Außendeich. Die Flut stürzte schon heran. Das Meer

rauschte zu uns herauf. Noch war es nicht voller Morgen. „Da machte Gott die Veste, und schied das Wasser unter der Veste von dem Wasser über der Veste. Und es geschah also.

Und Gott nannte die Veste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der andere Tag."

Mein Freund entschloß sich zu der nicht ganz neuen Wendung: „Thalatta, Thalatta." Ich hüllte mich fester in meinen alten Offiziersmantel. Es war bitter kalt.

Endlich ist das Ziel, die Fähre, erreicht. Wir kletterten wieder von den Pferden. Hans und ich strebten einem Hause zu. Als wir in die Stube traten, bemerkten wir, in grenzenlosem Schmutz versenkt, zwei Greise. Der eine hatte sich eben von der Bank erhoben; der andere putzte an einem Gewehre, welches noch einmal so lang war wie er selbst. Beide hatten Strohhalme im schlohweißen, ungekämmten Haare. Das einzig Erquickliche war der Geruch des Rauches, der vom Ofen aus die Stube durchzog.

Die beiden Alten schienen uns gar nicht zu bemerken; sie hantierten ruhig weiter. Ich sprach den einen plattdeutsch an. Er antwortete nicht, sondern stopfte sich eine kleine, uralte, zerbrochene Thonpfeife, steckte sie in den zahnlosen Mund

und nahm dann aus dem Ofen mit der Hand (ja!) eine kleine Kohle und legte sie in den Kopf. Ich fragte den andern, was er mit dem langen Gewehr beabsichtige. Er wolle damit schießen, war die Antwort, die meinen Freund zu einem recht boshaften Lächeln veranlaßte. Nun bat ich um einen Schnaps. Die Greise antworteten mit einer Stimme: „Nei—i“ (nein). „Ist hier denn kein Wirtshaus?“ „Nei—i.“ „Weshalb haben Sie uns denn das nicht gleich gesagt?“ „Nei—i.“ Wir empfahlen uns. Vor der Thüre trafen wir den Jungen, der uns in das Postwirtshaus führte.

Als wir in die Schenkstube traten, war sie leer. Durch eine angelehnte Thür hörten wir Folgendes:

„Ick mag em nich, ick will em nich,“ rief entrüstet eine weibliche Stimme. Ein Mann antwortete in näselnden, langgezognen Tönen: „Hör doch, watt Vadder di schrifft.“ Dann fing diese Stimme an zu lesen:

„Unaufmerksame Tochter! Du sollst Dir man vor die Stirn schreiben: siebenmal verrückt. Nagel zum Sarge Deines Vaters. Noch einmal erhebe ich meine Stimme, um Dich zu sagen, wo unrecht Du thust. Meinertsen hat sechshundert Mark, ist Küster, ist, wenn auch fünfundvierzig Jahre alt,

bei gute Gesundheit; hat für hundertundfünfzig Mark Möbel schon und eine Kaffeetrommel gekauft; bedenke, er liebt Dir, er will man Dir haben . . .“

Heftiges Weinen des Mädchens unterbrach den Leser. Dann sagte sie schluchzend: „Min Gott, ick kann den Kierl doch ni nehmen, he kann mi jo nich mal ankieken, wat schall ick mit son Menschen ton Mann, de mi nich mal ankieken kann.“

Der Bruder antwortete:

„Un wo fein schrifft he di, hör doch man blots Meinertsen sin Bref an:

Angebeteter Stern meiner Sehnsucht! Silberne Sichel meiner Sonne! Angebetete meines Herzens: Höre auf mein Flehen. Der Horizont meines Glückes wird wie die Morgenröte strahlen . . .“

Das Mädchen rief: „Nu hör up. Ick versta dat nich. Nei—i, wenn he mi ni mal ankieken kann; son Minschen; wat schallk mit son Minschen . . .“

Dann lachte sie aus vollem Halse.

Um der Fortsetzung dieses etwas peinlichen Zwiegespräches zu entgehen, klopfte ich auf den Tisch und rief: „Wirtschaft.“ Lautlose Stille trat

augenblicklich ein. Eilig schienen sich zwei Menschen zu entfernen.

Bald kam der Wirt, den ich von früher her kannte. Wir begrüßten uns. Er erzählte, daß das Hagger Fährboot noch nicht in Sicht sei. Wir ließen uns Thee geben. Ich besah mir die Bilder in der Stube: Die berühmte Maria von Carlo Dolci in einer Vertausendfachung als Groschenbild, mit jenem ekelhaften Mundwinkelzug, den wir so oft auf den Heiligenbildern finden. Durch die Vervielfältigung kommt dieser Zug hinein.

Neben der Maria hing: Gedenkblatt für die Freunde der Mission. Dicke und dünne Pastoren; über ihnen Graf Zinzendorf mit einem Giraffenkopf.

An der gegenüberliegenden Wand war ein äußerst anziehendes Gemälde, Stempel: Neuruppin, angebracht: Eine sitzende Dame, die zu einer neben ihr stehenden hinaufschaute. Beide trugen Schmachtlocken und waren golddüberladen. Darunter stand (das „Leuch" war mit fetten Lettern gedruckt):

Die Töchter des Kaisers von Rußland:

Maria spricht, die holde Braut,
Zu ihrer Schwester frei und laut:
Getroffen hab ich meine Wahl,
Prinz L e u ch tenberg wird mein Gemahl.

Unterdessen war ein neuer Gast eingetreten. Ein altes, bartloses Seemannsgesicht lachte mich an, daß die braunen Tabakszähne zum Vorschein kamen. „Sünd Set, Diedrich?“ fragte ich. „Jau, Herr, ick will Rickmer Ipken Botter mitgewn uppe Hagg“ (nach Hagg). Er nimmt eine Cigarre von mir.

In die Thür tritt ein großer Landmann, dem man ansieht, daß er Geld hat. Sechsmal gewiß hat er einen dicken Shawl um den Hals gelegt. Der Wirt nimmt ihm ehrerbietig den Klüverstock ab, an dem Maße zur Messung für Schafe und Rindvieh angebracht sind. Er spricht eifrig, leise mit dem Eingetretenen, dem Matador. Dieser wendet nun gnädig den Kopf zu uns und sagt: „Die Herren wollen auf die Seehundjagd; das dürfte noch zu früh sein.“

Die Stube füllt sich allmählich. Alles trinkt Theepunsch in Tassen. Da sitzen am Tische: Chrischan Botter (er handelt mit Butter und heißt eigentlich Christian Paulsen), Hermann Discher (er ist Tischler und heißt eigentlich Hermann Petersen), Rickmer Smidt (er ist Schmidt und heißt eigentlich Markussen) und Peter Soldat (er war vor fünfzig Jahren dänischer Unteroffizier und kennt seinen Zunamen lange nicht mehr).

Sie stoßen oft mit den Tassen an. Klimperts nicht, so klapperts doch.

Aus den lebhafter werdenden Gesprächen klingt das Wort Schafe unzählige Male heraus. Schafe und immer wieder Schafe.

Plötzlich ruft einer: „De Anseger (Ansager) kümmt!“ Wir sehen alle zum Fenster hinaus. Der Ansager tritt ein, bleibt mitten im Schenkzimmer stehn, nimmt den Hut ab und sagt, die Augen hoch rechts gedreht: „Madde Maddesen lett weten: sin Fru is bi Gott.“ Des Ansagers Blicke bleiben oben rechts haften bei einer Flasche Pomeranzen-Liqueur, von dem ihm dann der Wirt einen einschenkt.

Madde Maddesen sin Fru is bi Gott. Große Bewegung. Der Fall wird lebhaft besprochen, und die Verwandtschaft von Madde Maddesen und seiner Ehefrau bis ins tausendste Glied nachgerechnet. Mir brummt noch heute der Kopf von all den Namen und den Maddesenschen Verhältnissen, die mir zu erzählen der Matador für gut fand.

Da öffnet sich wieder die Thür, und der Fährmann, ein Friese von Hagg, ruft hinein: „All right.“ (Er war zwei Jahre in den Vereinigten Staaten gewesen.) Wir sind bald im großen Boote. Die Fahrt ist stürmisch. Zuweilen

durchnässen uns Schneeschauer. Auf der Hallig werden wir vom Pastoren und seiner liebenswürdigen Frau mit alter Freundschaft empfangen. Die Hallig ist flach wie Papier. Ehe wir die Kirchenwerft erreichten, mußten wir, der unzähligen bald tiefer bald seichter werdenden Rinnen wegen, zahlreiche Umwege machen.

Am Nachmittage führt uns der Pastor auf der Hallig umher. Die einzelnen Werften ragen aus der Fläche wie kleine Festungen heraus. Sie bestehen aus sechs bis sieben Häusern meistens, die in der Mitte einen oft recht hübschen Garten umgeben. Die Wände der Zimmer sind alle mit Fliesen belegt. Es herrscht holländische Reinlichkeit. Das runde Gesicht der Frauen, die den Turban und die friesische Tracht tragen, hat etwas Apartes. Prachtvolle alte Silbersachen, aus früheren Jahrhunderten stammend, haben sich von Kind zu Kindeskind vererbt.

* * *

Als wir wieder im Pastorat angekommen waren, fanden wir einen fast ungewöhnlich großen, alten Herrn, dem der gewesene Offizier auf der Stelle anzusehen war. Wir wurden bekannt gemacht. Es war der dänische Major a. D. Nielsen, ein

naher Verwandter der Pastorin; er lebte in der Prediger-Familie schon über zwanzig Jahre. Noch immer hätte der herkulisch gebaute Mann mit dem prächtigen, dicken, gewellten, weißen Schnurrbart und den vollen Rotweinwangen ein schöner genannt werden können, hätte das Gesicht nicht eine furchtbare Narbe entstellt. Rührte sie von einer Schußwunde, von einem Fall, von einem Sturz mit dem Pferde her? Der obere Teil der Nase war ein unförmlicher Knorpel; eine schwarzseidene Binde verbarg das fehlende linke Auge.

Die Unterhaltung war lebhaft. Der Major sprach viel und anregend von einem Kommando bei dem 139. französischen Linien-Infanterie-Regiment in Algier. Es wurde dann musiziert. Die Pastorin sang jene stillen, lieben dänischen und schwedischen Volkslieder; der Major begleitete sie. Als er sich bald nach dem Thee zurückzog, erzählte uns unser freundlicher Wirt dessen Geschichte:

„Major Nielsen wurde 1845 von Kopenhagen, wo er als Hauptmann und Kompagnie-Chef bei einem Jägerbataillon gestanden hatte, als Major und Kommandeur des 192. Infanterie-Bataillons nach der überaus schön gelegenen ostjütischen Stadt Aggerhuus versetzt.

Er verließ ungern die Hauptstadt, wo er Zeit seines Lebens in Garnison gewesen war. Verheiratet mit der Tochter eines Kopenhagener Großhändlers, hatte er sich gänzlich in die Verhältnisse der großen Stadt verwebt und eingelebt. Auch war es ihm fast nicht denkbar, der „Sonne des Hofes“ nun fern bleiben zu müssen. Er gedachte, seinen Abschied zu nehmen. Aber seine Frau glaubte ehrgeiziger sein zu müssen als er. Außerdem ließe sich wohl in nicht zu langer Zeit eine Rückversetzung nach Kopenhagen ermöglichen. Major Nielsen machte deshalb seine dienstlichen Meldungen, ließ seine Frau und vier Kinder in dem hübschen, von ihm käuflich erworbenen Landhause vorläufig zurück, und fuhr mit dem Postdampfer im Januar nach Aggerhuus.

Hier übernahm er sofort das Kommando. Der kürzlich verstorbene Kommandeur war ein kränklicher, „knackstiefeliger“ alter Herr gewesen. Um so mehr freuten sich die Offiziere, einen so stattlichen und raschen Führer erhalten zu haben. Und in der That schien sich ein neues Leben im Bataillon zu regen. Major Nielsen ritt schneidig, kommandierte schneidig, war überhaupt ein schneidiger Herr; immerhin kein Tadel für einen Offizier.

Herr Nielsen mietete sich, ehe er ein ihm zu-

sagendes Haus für sich und seine Familie gefunden hatte, bei einem Bürger in der Stadt ein. Es waren zwei große, hübsche Zimmer mit der Aussicht nach dem Markte, die von jeher unverheirateten Offizieren der Garnison als Quartier gedient hatten. Herr Helgesen, ein wohlhabender Drechslermeister, und seine kleine, runde Frau waren stolz, den Herrn Kommandeur, und zugleich Kommandanten der Stadt in ihrem Hause zu beherbergen. Wohl hundertmal am Tage lief die gute Frau Helgesen ans Fenster, um den vor der Thür auf und ab gehenden, in seinen roten Mantel gehüllten Posten zu sehen und immer wieder zu sehen. Und gar wenn der Major sich zum Ausgehn rüstete, waren Vater, Mutter und die achtzehnjährige Tochter Karen am Fenster hinter der Gardine, um immer von Neuem sich nicht satt freuen zu können, wenn der Posten dem Hinaustretenden die vorschriftsmäßigen Ehrenbezeugungen erwies.

Fräulein Karen hatte das Unglück gehabt, mit der Tochter einer in der Nachbarschaft Aggerhuusens wohnenden Gräfin erzogen zu sein. Ihre gesellschaftliche Stellung mußte dadurch in die schiefe Ebne gerathen. Denn Karen, die innigste Freundin der jungen Komtesse, wollte andererseits (und das schien ja so natürlich) nicht von ihren

Eltern lassen. Sie war das einzige Kind, und wurde ebenso von Vater und Mutter geliebt, wie sie zärtlich die beiden fröhlichen und freundlichen Alten verehrte. So kam es, daß sie ihr Leben teilte; bald wohnte sie auf dem Schlosse, bald bei ihren Eltern in der Stadt. Besuchte sie die Gräfin und ihre Tochter, genoß sie die volle Ehrerbietung, die eine junge Dame von Stande beanspruchen kann. In der Stadt galt sie dagegen bei der „Ersten Klasse" für nicht ebenbürtig.

Karen kümmerte das wenig. Sie wußte, daß sie schön sei; daß es ihr nicht an Freiern fehlen werde auch aus der „Ersten Klasse". Und in der That, Karen war eine Schönheit. Die grauen Augen sahen aus dem blassen, klassisch geformten Gesichtchen ein wenig kalt und streng in die Welt; doch täuschten sie.

Um es dem Herrn Major so bequem und wohnlich wie angängig im Hause zu machen, hatte Karen sich nicht gescheut, den Kommandeur selbst zu bedienen. Das Dienstmädchen durfte nicht im Zimmer des Offiziers erscheinen. Major Nielsen sah es gern; er freute sich immer, wenn das schöne Mädchen eintrat, um ihm den Kaffee, oder sei es was es sei, zu bringen. Er kannte

ihr Verhältnis zur gräflichen Familie noch nicht, und hielt deshalb Karen für das kleine hübsche Bürgermädel, dem er vertraulicher begegnen konnte, als der Dame im Salon. So kam es, daß er zuweilen in lustiger Laune seinen Arm um ihre Hüfte legte und die junge Brust an seiner geschnürten und wattierten fühlte. Karen wehrte es nicht. Doch kam es nie zu weitern Vertraulichkeiten.

Der Major hatte in der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Karen nur jene Empfindungen gehabt, wie sie jeder frische Mann einem jungen Mädchen gegenüber zu haben pflegt. Doch allmählich, ohne daß er es recht merkte, war ein größeres Interesse für die hübsche Drechslerstochter in sein Herz gezogen, und eines Morgens erwachte er in glühender, stürmischer Liebe zu Karen. Er glaubte fest, daß auch er ihr nicht gleichgiltig sei. Über dies plötzliche Erwachen einer heißen Liebe konnte er sich keine Rechenschaft geben. Vielleicht hatte ein Umstand hierzu beigetragen, wie ihn zuweilen der Zufall sendet: Karen war als Kind in ein großes Messer ihres Vaters gefallen, das eine Narbe auf der einen Seite des Halses zurückgelassen hatte, vom Wirbel des Genicks bis zur Kehle. Die Wunde war vortrefflich geheilt; nur

ein feiner, blutroter Streifen, wie ein schmales Sammetbändchen, war zurückgeblieben.

Über diese Narbe machte sich der Major Karen gegenüber zuweilen in harmloser Weise lustig; sie lachten dann beide. Eines Tages zeigte er dem jungen Mädchen ein launiges Gedichtchen, in welchem er sie Maria Stuart nannte, die, als schon das Beil das Haupt vom Rumpfe trennen wollte, durch einen Gnadenspruch gerettet wurde. Der Henker hatte schon das schwere Beil auf den zarten weißen Hals gesetzt, um gewissermaßen abzuwägen und zu zielen, und, zu furchtbarem Schlage ausholend, mit einem einzigen Hiebe der jungen schönen Königin den Tod zu geben.

Dies Gedicht las er Karen vor und war von Stund an wie vernarrt in die „junge, schöne Königin“.

* * *

Major Nielsen zählte fünfundvierzig Lebensjahre, war also nicht jung mehr. Wenn auch groß gewachsen und von frischer, gesunder Gesichtsfarbe, zeigten sich doch schon graue Haare, und namentlich mußte er dem schönen, welligen, langen, braunen Schnurrbart mit einem Färbemittel zu Hilfe kommen, das er, als er seine Liebe zu der

wunderhübschen Hausgenossin entdeckte, sorgfältig verschloß, während es sonst ganz unschuldig zwischen seinen Toilettegegenständen gelegen hatte.

Major Nielsen zählte fünfundvierzig Lebensjahre. Er war seit zwanzig Jahren verheiratet; sein ältester Sohn vor kurzem Leutnant im 26. Dragoner-Regiment geworden.

Major Nielsen zählte fünfundvierzig Lebensjahre, und — hatte noch nie geliebt. Es hatte ihn, als er ein bildhübscher, armer, fünfundzwanzigjähriger Offizier gewesen, der ausgezeichnet tanzte und Gesellschaftsspiele zu leiten wußte, seine Frau geheiratet, ohne daß er eine besondre Neigung für die vornehme Kaufmannstochter gefühlt hatte. Die Ehe war trotzdem nicht unglücklich geworden; beide hatten zu wenig Herz, dachten zu real vom Leben, als daß besondre Stürme die ruhige Seefläche ihres ehelichen Lebens getrübt hätten. Sie hatten sich vortrefflich in einander eingelebt.

Nun durchzuckte ihn zum ersten Male mit elementarer Gewalt das Gefühl der Liebe zu einem schönen Weibe. Es wurde ihm zuerst gar nicht recht klar. Wie ein Fähnrich schwang er sich aufs Pferd vor seiner Wohnung, und ließ es tanzen und elegante Wendungen machen, wenn er sich

von Karen beobachtet glaubte. Ein so schneidiger Offizier er war, er übertraf nun den jüngsten Leutnant im Turnen und Tanzen. Exerzierte er sein Bataillon, so brauste er wie der Wirbelwind vor der Truppe herum, ohne zu donnern und zu wettern, wie er zu Anfang seines Hierseins gethan. Dann wieder schien er wie betäubt zu sein; so, wenn er nach der Felddienstübung an der Spitze seines Bataillons nach Hause ritt. Es überkam ihn eine wunderbare, köstliche Stimmung, wenn er die Soldaten hinter sich singen hörte. Früher hatte er kein Auge für schöne Punkte und Aussichten in der Umgegend gehabt, nun blieb er oft halten und konnte lange, lange auf einen entfernten Buchenwald, auf einen blitzenden Seestreif, auf ein Gehöft in Bäumen hinschauen, indessen die Kompanieen singend bei ihm vorüberzogen. Hatten ihn die Mannschaften bisher nur gefürchtet, so fingen sie an, für ihn zu schwärmen: der merkwürdige Kommandeur, doch nie den Vorgesetzten vergessend, wuchs ihnen ins Herz.

Es trat bald ein Wendepunkt ein. Als er eines Tages stürmischer Karen umfassen wollte, trat sie leichenblaß zurück, und bediente ihn von dieser Stunde an nicht mehr.

Der Major glaubte trotzdem sicher, daß Karen

in ihn verliebt sei: er bildete sich ein, daß, weil er verheiratet, dieser Umstand das edle Mädchen bewege, nicht mehr in seinen Kreis zu treten. Er kannte sich selbst nicht mehr: alles wirbelte um ihn herum. Bald waren es wilde, leidenschaftliche Gedanken, bald wieder lief er wie ein verliebter Schüler im Zimmer hin und her und sagte tausend Mal mit stummen Lippen oder laut, wenn er allein war: „Min Pus, min söte lille Karen, mit söte, söte Pige; ich liebe Dich ja, ich liebe Dich ja.“

Endlich doch besann er sich, daß er verheiratet sei und liebe Kinder habe. Er sah fest und lange auf das auf seinem Schreibtisch stehende Bild seiner Frau. Er wollte, er mußte sich losreißen. Nur einmal noch wünschte er einen ganzen Tag mit Karen zu verleben, dann sollte seine Liebe für ewig begraben sein. Und diesen „einen Tag“ hatte er sich sauber zurecht gelegt:

Er mietete einen kleinen Hafendampfer und lud zum 28. Mai sein Offizierkorps ein, seine Gäste zu einer Sommerfahrt längs der Küste zu sein. Die verheirateten Offiziere kamen mit ihren Damen. Herr Nielsen, ein gern gesehener Gast auf dem Gute der Gräfin, war selbst hinausgeritten, um diese und ihre Tochter zur Teilnahme

an der Fahrt zu veranlassen und zu bitten, Fräulein Helgesen mitzunehmen. Karen folgte der freundlichen Einladung.

Der 28. Mai war ein köstlicher Sommertag. Der Ausflug verlief, wie sichs allezeit abzuwickeln pflegt. Das Musikkorps spielte zuerst fast unaufhörlich; später, als ein Faß Bier seine Wirkung gethan, erklangen die Weisen seltener und in nicht so genauem Zusammentreffen der Instrumente wie in den Vormittagsstunden. Allmählich war der Abend gekommen; es trat Windstille ein. Der Wimpel am Großmast schlief. Bei den Dörfern, Gütern, einzelnen Höfen, an denen das Schifflein an der Küste vorüberschwamm, wurde der Dannebrog gehißt; und es sah prächtig aus, wie sich im frischesten Buchengrün die rote Fahne mit dem weißen Kreuz abhob. Man hatte sich in Gruppen verteilt, Gesänge und Lieder liefen vom Dampfer aus über die stillen Wasser; ab und zu wurde ein Scherz, ein Witz laut belacht.

Mit dem Rücken an das Oberlicht der Kajüte gelehnt, saßen Karen und ein junger Leutnant Sönksen dicht neben einander. Der Offizier hatte sorgfältig ein Plaid über die Kniee des blassen Mädchens gedeckt. Karen lehnte, in dem innersten Mädchengefühl, die beste Stütze, auch körperliche,

in einem starken, jungen Manne zu finden, mit leiser Beugung des Hauptes an der Schulter ihres Kavaliers, ein wenig die Gesellschaft vergessend, in der sie sich befand. Ihr gegenüber stand, mit mehreren Herren, der Major. Seine Augen sahen ruhig, um seine Mundwinkel spielte und zuckte es unaufhörlich; er überhaspelte sich förmlich im Anekdotenerzählen. Karen hörte sie nicht, ihr schönes Auge hing am Monde, ihre rechte Hand ließ sie ihrem Nachbar. Sie fühlte oft den Druck seiner Hand und gab ihn wieder. Der erste Kuß in erster Liebe ist der Himmel; der erste Händedrück, leise erwidert, vielleicht unter tausend Anwesenden, ist der siebente Himmel.

Karen und Leutnant Sönksen hatten sich lange von Ansehn gekannt, es war bisher eine unausgesprochene Liebe gewesen; sie wechselten heute das erste Wort.

Der junge Offizier hatte um die Erlaubnis gebeten, Karen nach Hause zu begleiten, und sie ihm den Wunsch gewährt. Der Major aber war in ein Weinhaus gegangen und betrank sich so, daß er die Nacht im Hause des Wirtes bewußtlos zubringen mußte.

Und nun kamen die Tage der Eifersucht; und nun kamen die Qualen der Eifersucht.

Der Leutnant erschien oft bei Helgesens. Er war der Sohn eines vermögenden Gutsbesitzers. In der Stadt wurde von seiner Verlobung mit Karen gesprochen; daß er, um das schöne Mädchen heiraten zu können, den Abschied nehmen wolle, und was dergleichen Reden mehr waren.

Welche Stunden verlebte Herr Nielsen. Eine wütende Eifersucht hatte ihn gepackt, die sich fast zur Raserei steigerte, wenn er wußte, daß Sönksen mit dem schönen Mädchen allein war. O pfui, pfui! sagte er sich, und dennoch stand er mit zerspringendem Herzen an seiner Thür und horchte. Aus den andern Zimmern, wenn sich abends die Stille auf den Straßen eingestellt hatte, konnte er deutlich die Glücklichen sprechen, lachen und scherzen hören. Er ging auf und ab und ab und auf in seiner Stube, er schlug sich vor die Stirn; und einmal stürzte er, fast ohnmächtig, auf die Kniee, vergrub den Kopf in die Polster des Lehnstuhls, und weinte herzzerbrechend, „Karen! Karen!“ vor sich hinmurmelnd. Er aß und trank fast nichts, so daß es den Wirtsleuten schließlich auffallen mußte. Sie ahnten nicht den Zusammenhang der Sache.

Er war allein mit sich und seiner Liebe; Niemand hatte er, dem er sich vertrauen konnte

und durfte. In diesem Kampfe traf ihn ein Brief seiner Frau. Sie schrieb ihm, daß sie am ersten Juli nach Aggerhuus kommen werde, um endlich selbst eine Wohnung zu suchen; sie begreife ihren Mann nicht mehr, seine Briefe seien so kurz und verworren, daß sie sich ängstige. Auf keine ihrer zahlreichen Fragen erhalte sie je Antwort.

Und der erste Juli stand vor der Thür. Vergebens hatte Herr Nielsen alles gethan und versucht, seine Liebe zu Karen aus dem Herzen zu reißen. Es war ihm nicht gelungen.

So kam der letzte Juni heran. Eine seltsame Angst überfiel ihn. Er wußte kaum mehr, was er that. Endlich, am Abend, hatte er einen Entschluß gefaßt. Die Stille der leeren Wüste zog in sein Herz. Er nahm seinen sechsläufigen Revolver und lud ihn, vorher genau die Geschosse prüfend; dann übte er sich vor dem Spiegel den tödlichen Kopfschuß ein. Grad in die Stirn sollte die Kugel.

Am andern Morgen war der Major früh auf; er zog sich besonders sorgfältig an. Dann ging er, nachdem er einen letzten Blick in die Kommodenschiebladen gethan, und nachdem er wie gewöhnlich seinen Kaffee getrunken, aus dem Hause. Der

Posten machte ihm die Honneurs. Die Hand des Majors ruhte länger als sonst an der Mütze.

Sein Weg führte ihn in einen nahen Buchenwald. Von Weitem hörte er schon das Rauschen der See, der ein frischer Ostwind hübsche weiße Mützchen aufgesetzt hatte. Eine Abteilung Soldaten, von den Schießständen kommend, begegnete ihm. Der Führer meldete; der Major blieb stehen, wie in Gedanken, dann sagte er, als wenn er abwesend wäre, zum Unteroffizier: „Ja, Sie haben ja ganz recht,“ indem er ihm so eigentümlich in die blauen, ehrlichen Jütenaugen blickte. Doch er besann sich rasch und dankte nun militärisch. Die Abteilung entfernte sich, den unterbrochnen Gesang wieder aufnehmend. Endlich schien er sein Ziel erreicht zu haben. Es war die Küste, die hier, Sand wie überall, wohl hundert Fuß steil abfiel. Der Wald trat dicht heran.

Der Major setzte sich und lehnte sich an eine Buche. Ein wundervoller Sommermorgen ging über die schöne Erde.

Herr Nielsen sah hinaus ins Meer nach der Nordecke, einer kleinen Insel, wo sich zuerst das von Kopenhagen fällige Dampfboot zeigen mußte. Es war neun Uhr geworden; bald mußte es

sichtbar werden. Und in der That, ein feiner Rauch, noch hinter der Insel, machte ein schwarzes, wagerechtes Strichelchen am blauen Himmel. Das Gesicht des Majors veränderte sich, es wurde fahl, die Muskeln schienen zu erschlaffen. Der starke große Mann erhob sich mühsam und starrte, vorgebeugten Leibes, auf die See.

Und näher und näher schaufelte das Schiff heran; und auf dem Verdecke stand die Majorin, noch immer eine schöne Frau, und belorgnettierte die Gegend.

Auf dem Rande des Sandhügels starrte der Major hinaus; die Augen wurden größer, ängstlicher, entsetzter, je näher der Steamer herandampfte.

Nun konnte er deutlich schon die Menschen auf dem Schiffe erkennen; seine Frau . . . Gott im Himmel!

Und nun geschah etwas Merkwürdiges (er hat es mir alles später erzählt): Er wurde ganz ruhig, setzte sich, sah noch einmal nach den Patronen, lehnte den Kopf zurück, setzte den Revolver auf die Stirn, grade über die Nasenwurzel, und drückte los."

* * *

Der Erzähler hatte einen Augenblick innegehalten, dann fuhr er fort: „Den Schluß, meine Herren, haben Sie oft in Romanen und Novellen gelesen: Der Major also schwebte viele Wochen in Todesgefahr. Er hatte fehlgeschossen, seine Frau pflegte ihn; endlich genas er körperlich. Zwei Jahre mußte er dann im Irrenhause zubringen, bis er, gesund entlassen, in meiner Familie eine Unterkunft fand. Meine Frau und ich, die ganze Insel liebt ihn. Er ist vollständig klaren Geistes; seine Geschichte kennt er, doch vermeiden wir von ihr mit ihm zu sprechen. Die Majorin starb während der Anwesenheit ihres Mannes in der Krankenanstalt. Sie erfuhr aus seinen Phantasieen alles. Die Kinder sind glücklich verheiratet und besuchen uns oft auf der einsamen Hallig."

* * *

Am andern Morgen gingen mein Freund Hans und ich an Bord des von mir gecharterten Ewers Elise. Ich hatte den Ladungsraum, so gut es ging, für uns beide einrichten lassen.

Es sollten starke Prüfungstage werden für meinen Freund. Ja, wer als Jäger nicht acht Tage nacheinander bei Schwarzbrot, Wurst und

Schnaps in Geduld aushalten kann, der ist eben kein Jäger. Obgleich ich alle möglichen guten Bissen, Konserven und Wein und Rum in unsre Arche Noah hatte bringen lassen, wurde es Hans denn doch zu viel, als wir vier Tage, ohne auch nur einen Hund gesehen zu haben, im Wattenmeer herumkreuzten, mit den bekannten sechs Stunden Schlickfestsitzungen und sechs Stunden freie Fahrt. Das Wetter war abscheulich. Zum Seekönig oder Seehundjäger war mein Freund nicht geboren.

Endlich, am fünften Tage, sahen wir auf Buphever-Sand einige Hunde liegen. Ins Boot also; langsame Annäherung, sie gelang. Wir lagen rechts und links des alten Harro Bahne Bandicksen, der, vermummt, seine wunderbaren Männchen machte, indem er Arme und Beine, für sich, verschränkend, bald wie eine Schlange sich wand, bald sich aufrichtete, bald wieder zusammensank. Und richtig war ein altes Tier so dumm, „auf den Leim zu gehen.“ Es kam neugierig näher; schon sahen wir die prächtigen guten, treuen Augen. „Zeit jetzt,“ flüsterte ich, und im Feuer brach der Hund zusammen.

Der Zweck war erreicht. Wir segelten nach Hause.

Erst gestern hatte ich einen Brief von meinem Freunde, worin er mir mitteilte, daß er noch heute den Sand an seinem Körper fühle, der ihn trotz der festesten Kleidung in so reichem Maße auf der Jagd beim Stillliegen auf der Sandbank gekitzelt habe.

Das Richtschwert aus Damaskus

Titus Althaus, vom Auswärtigen Amte auf ein Jahr in besondrer Angelegenheit der preußischen Gesandtschaft in Hamburg zugeteilt, saß an der Wirtstafel eines der großen Gasthöfe am Jungfernstieg. Der Speisesaal lag nach der Alsterseite. Titus Althaus saß so, daß er durch die Scheiben sehen konnte. Irgend etwas mußte ihn draußen festhalten; er sah lange, unausgesetzt, weltabgewandt auf einen Punkt.

„Althaus, was haben Sie?“ fragte ihn sein Gegenüber, ein Husarenoffizier, „seit Minuten sprechen Sie nicht.“

„Die Landschaft draußen,“ erwiderte Titus, „nein, nicht die Landschaft, die Gewitterstimmung dort über der Lombardbrücke erweckt in mir unerklärliche Gefühle; sie bringt mir Vorahnungen, wie vor dem Weltuntergang: jene schwefelgelben Wolken mit dem dunkelvioletten Streifen darunter; sehen Sie sich um, bitte.“

„Aber wie kann ein Diplomat sich von einer Gewitterstimmung beeinflussen lassen. Das scheint

mir unmöglich," sagte der Offizier sich erhebend. „Wie ist es, treff ich Sie heut Abend im Stadttheater? Es wird Heinrich Bulthaupts: ‚Eine neue Welt' gegeben."

„Ich habe Verhindrung, Breedenfeld. Ich kann Ihnen im Voraus zusichern, daß Sie einen großen Genuß haben werden. Ich las das Drama: Schwüle, drückende spanische Sommernacht und Funkelpracht und zuweilen ausbrechende Wut und südliche Leidenschaftlichkeit, ein Paar treue, blaue, deutsche Augen, die unbeirrt . . ."

„Nun werden Sie auch noch Dichter, Althaus; das denk ich mir gefährlich für einen Staatsmann. Spanische, schwüle Sommernacht und, wie sagten Sie doch, ein Paar treue, blaue Augen . . . Da fällt mir bei den blauen Augen ein, daß Sie mir ein auf Elfenbein gemaltes Bildchen zeigen wollten."

„Kommen Sie nur zu mir, lieber Breedenfeld, dann sollen Sie es in die Hand nehmen. Es steht auf meinem Schreibtisch. Ich kaufte es bei einem Trödler in Tours."

„Und nennen es Fredegunde?"

„Ja, Fredegunde. Es bot sich mir für diesen Namen zwiefacher Grund. Zum ersten, weil ich es in Tours kaufte, in dem Tours, dessen Bischof

jener Gregor war, der uns in seiner ungeschminkten, wahrheitsgetreuen Aufzählung über die merowingischen Greuel das furchtbare Weib überliefert hat. Einmal sagt er von ihr, er hat sie persönlich gekannt, daß sie körperlich von unbeschreiblicher Schönheit gewesen: ein überzartes Geschöpf mit gleichmäßig weißer Gesichtsfarbe; mit schwarzen Haaren und den blauesten Veilchenaugen. Und dies anmutsvolle Wesen, im schärfsten Gegensatz, habe eine nicht zu zähmende Mordlust besessen. Sie erinnern sich der Geschichte der Merowinger?"

„Offen gestanden, ich weiß nicht viel mehr davon wiederzugeben. Nicht wahr: Völkerwanderung; dann etwa fünftes bis siebentes Jahrhundert: die Merowinger. Dann Hausmeierei, Pippin, Karl der Hammer, und schließlich dampft aus dem Hexenkessel Karolus Magnus. Ist nicht so ungefähr der Verlauf? Mein Geschichtsunterricht war sehr traurig. Bis in die Prima hinein hatten wir denselben Lehrer. Dieser, ein übereifriger Protestant, hat uns, außer den eingebläuten Zahlen und Namen aus der römischen und griechischen Geschichte, eigentlich nur immer Luther und Gustav Adolf eingepaukt. Wenn Sie also diesem, meinem genoßnen Geschichtsunterricht, dem ich leider später durch Lesen nicht nachgeholfen habe, zu Hilfe

kommen möchten, würde ich Ihnen dankbar sein Besonders natürlich die kleine, süße Fredegunde, diese reizende Teufelinne, empfängt mein Ohr, mein Sinn gern. Haben Sie Zeit und wollen Sie nicht allein sein, dann schnall ich wieder ab, und wir setzen uns dort in jene gemütliche Ecke mit unsern Zigarren. Fredegunde, steig auf! Doch vorher, erlauben Sie, Althaus: Karl, noch zwei Benediktiner und den Kaffee . . ."

— — — — — — — — — —

— — — . . . „das konnte ich Ihnen über die Merowinger erzählen."

„Die Stunde verging mir wie eine Minute."

„Einmal, kurz nachdem ich deren Zeitabschnitt in meinem Lesen beendet hatte, erschien diese ganze Sippe um Mitternacht in meinem Zimmer."

„Donnerwetter, Althaus, müssen Sie aber eine Phantasie haben."

. . . „und es war durchaus keine Schauerszene. Sie wollte sich nur bei mir bedanken, daß ich mich mit ihr so eingehend und, ich möchte sagen, liebevoll beschäftigt hatte. Denn Sie werden sich denken können, Breedenfeld, wie seit jenen Tagen die Geschichtsschreiber sich gefreut haben, uns die Greuel mit allen möglichen Zusätzen niederzu-

schreiben. Es waren eben Tiere, diese Merowinger, das geb ich zu; aber Rasse saß in ihnen."

„Entschuldigen Sie meine Unterbrechung, wie war es doch? Die Merowinger besuchten Sie eines Tages auf Ihrem Zimmer?"

„Gewiß, sie alle traten vor mich hin mit ihren griechisch schön klingenden Namen: Chlotar, Arnulf, Kunibert, Sigibert, Aïstulf, Dagobert. In der Mitte stand die achtzigjährige Brunhilde, ihre vier kleinen Enkel, die sich ängstlich an sie herangedrängt hatten, beschützend wie vor giftigen Pfeilen. Und nun, als alles versammelt war, öffnete sich noch einmal die Thür, und alles drehte die Köpfe dorthin, und alles verbeugte sich tief, tief, nur Brunhilde nicht; und nie sah ich einen so tödlichen Blick des Hasses, wie ihn das Auge der Achtzigjährigen flammen ließ auf Fredegunde. Denn sie war es, die eben erschienen war und nun langsam, mit halbgeöffneten, lächelnden Lippen durch den ihr ehrerbietigst Platz machenden Kreis auf mich zuschritt. Sie hatte die Arme auf der Brust gekreuzt."

„Althaus, Althaus, was ist Ihnen? Sie sind ja blaß geworden wie der Tod. Es greift Sie an. Wir sprechen von etwas anderem. Kommen Sie, wir wollen an die Luft."

„Ein süßes, schmales, blasses Gesicht mit märchenhaft dunkelblauen Augen. Das schwarze Haar fiel ihr über Schultern und Nacken auf das weiße Hemd. Und lächelnd, immer lächelnd, wie schwebend, zuweilen wie zögernd, kam sie langsam auf mich zu. Ich breitete weit meine Arme . . .“

* * *

Herr Titus Althaus, der preußischen Gesandtschaft in Hamburg in besondrer Angelegenheit auf ein Jahr zugeteilt, zählte fünfundzwanzig Jahre. Vorher schon hatte er den Botschaften in Rom und Petersburg als kaiserlicher Legationssekretär gedient. Sein außergewöhnlich guter Verstand, sein Wissen, sein Fleiß ließen bald seine Vorgesetzten auf ihn aufmerksam werden. Trotz seiner Klugheit hatte ihm die Natur, eine seltene Mitgabe für den, dem sie scharfen Verstand geschenkt, ein weiches Herz gegeben und viel Phantasie. Auch bildete etwas Kindlich-Fröhliches, das zuweilen hervorbrach, einen wunderlichen Gegensatz zu seinem ernsten Wesen.

Sein Vater, aus einer alten Hamburger Großkaufmannsfamilie stammend, selbst für diese gute Hansestadt von gebietendem Vermögen, mit einem Vermögen von dreißig Millionen, war früh ge-

storben. Als einziges Kind ward er, nachdem sich auch die Mutter zeitig in den Sarg gelegt hatte, der einzige Erbe des Reichtums. Aber nicht, so wenig menschlich und noch weniger hamburgisch dies erschien, nach Vermehrung seines Goldes wuchs sein Trachten. Er studierte Jura, Cameralia und Geschichte und trat nach glänzendem Examen, durch seine Verbindungen leicht und gern aufgenommen, in den diplomatischen Dienst.

Zur Zeit sollte er in einer ein wenig krausen Angelegenheit zwischen dem Königreich Preußen und dem Freistaat Hamburg, als geborner Hamburger und die Verhältnisse seiner Vaterstadt genau kennend, an der Arbeit helfen, die kleine Unebenheit in möglichst gefälliger Weise zu glätten.

Bei seiner Versetzung, im Februar, hatte er nicht das ererbte große, kalt zurückgelegne Haus in der Stadt bezogen, sondern hatte sich in der alten, an der Flottbeker Chaussee liegenden Landwohnung eingerichtet. Dies Haus, im Empirestil, zu Anfang des Jahrhunderts erbaut, war von seiner Entstehung an gleichfalls der Familie gehörig. Ein großer sich bis an die Elbe erstreckender Garten mit prächtigem Baumschlag umrahmte das Herrenhaus. Hier wie in der Stadt blieben, bis auf der Pförtner Zimmer, jahraus jahrein die

Fenster mit weißen Rollvorhängen verhangen. Heute aber waren sie draußen überall emporgezogen. In der inneren Einrichtung hatte Titus nur die Änderung vornehmen lassen, daß er die Wände zweier Nebenräume eines Saales im ersten Stock, der nach der Elbseite lag, durchbrechen ließ. Dadurch war ein Riesenraum geschaffen, den er sich als Arbeitszimmer wohnlich machte. Winters und Sommers lag hier ein zolldicker, taubengraufarbner smyrnischer Teppich. Aus seiner Wohnung in Berlin, die er, wohin ihn oft auf Jahre auch der Dienst hinsenden mochte, stets behielt, war ihm, wie er angeordnet, nur seine herrliche, mit großem Kunstsinn von ihm zusammengekaufte Waffensammlung nachgesandt. Diese hing an den Wänden. Sie mußte das Entzücken des Kenners sein. Besonders ein Teil dieser, Meisterstücke der Quattrocentisten, übertraf jede Erwartung. Doch grade, auffallend genug, zwischen diesem Prunke hing inmitten, äußerst vorsichtig befestigt, ein etwa ein halbes Meter langes und fünfzehn Centimeter breites krummes Schwert. Es glich in seiner Gestalt, nur daß es größere Messungen hatte, jenen Hackmessern unsrer Schlachter und Hausfrauen. Aber an den Enden hatte es nicht die hölzernen Handhaben, sondern es war eine riesige Sichel

mit plumpem, von beiden Fäusten zu fassendem Griff. Jeder, der die haarscharfe Klinge betrachtete, faßte sich unwillkürlich, höchst besorgt um das liebe Leben, an den Hals. Wunderbar, daß dies wüste Scheusal grad umhangen sein mußte von göttlicher Kunst.

Unter den vielen Sachen und Sächelchen auf dem Schreibtische stand das sauberst' auf Elfenbein gemalte Bildchen, das Titus „Fredegunde“ getauft hatte. In der Tracht des vorigen Jahrhunderts, die Handschuhe bis über die Ellenbogen hinaufgezogen, im weißen Gewande, über der linken Schulter ein Purpurtuch, das nachlässig zurückgeschoben schien, zeigend, saß an einem weißen Marmortischchen, auf dem eine große dunkelrote Rose lag, ein Persönchen. Die kleine Dame lächelte kindlich, unschuldig. Auch die „märchenhaft veilchenblauen“ Augen lächelten. Merkwürdig, anderweltlich im Gegensatz zu diesen und dem ganzen blumenhaften Bilde hoben sich die in etwas gewagtem Aufputz stehenden tiefschwarzen Haare ab. Ein Löckchen, wie aus der Nacht gestohlen, fiel über die Stirn.

In dem einsamen Saale standen alle Fenster offen. Die Nachtigallen schlugen. Einsam hing das scheußliche Schwert unter all dem Prunk;

einsam lächelte vom Schreibtisch aus, unschuldig, kindlich, Fredegunde nach dem Ungetüm hin.

Und es drückte eine große Stille in dem weiten Raum.

* * *

An einem Märzabend, an dem die Herren unterwegs ihre Winterüberzieher aufknöpften, weil es ihnen zu heiß wurde, an dem die Kinder in den engen Gassen auf dem Pflaster spielten, an dem große schwammige Frühlingswolken zogen, an dem der Krokus in den Vorgärten der Vorstädte aus der schwarzen Erde brach, an dem die Menschen zuweilen den Mund öffneten, um die Luft in langen Zügen einzuatmen — an diesem warmen Märzabend trat aus dem Papierladen Gräger & Redlichs auf dem Steindamm, wo sie Verkäuferin war, die kleine, zierliche, elegant gekleidete Line Blunck. In der Hausthür blieb sie stehn, sich, ein Veilchensträußchen kokett zwischen die Lippen steckend, den linken Handschuh zuknöpfend. Als sie dies beendet hatte, nahm sie das Sträußchen wie eine Zigarre wieder aus dem Munde und ging nach dem Gewerbe-Museum, dem nächsten Abfahrtspunkt ihrer Straßenbahn, um nach Altona zu fahren. Hier ließ sie oben

in der Königstraße halten und verschwand in einer Nebengasse.

„Mutter, Mutter," rief die kleine Line, als sie zu Hause in die Thür trat, „Mutter, er war heute wieder bei mir, zum elften Mal, ich habs gezählt;" und ohne sich des Regenmantels zu entledigen, zog sie eine Visitenkarte hervor und legte sie auf den Tisch. „So heißt er: Titus Althaus; aber was darunter steht, kann ich nicht verstehn."

Mutter und Tochter bogen sich über die Karte und begannen zu buchstabieren: „Le — Le — Lega — ti — ons — sekre — tär."

„Was ist das, Mutter, was hat es zu bedeuten?"

„Kind, Kind, der ist doch nicht von den Millionen-Althausens? Legationssekretär wird das gleiche sein wie Kommerzienrath oder Senator, irgend ein Titel für unsre reichen Kaufleute; vielleicht ähnlich im Rang wie der Bürgermeister. Aber wie kommst Du zu der Karte? Erzähle doch."

„Als er heute Morgen den Laden verlassen wollte, vergaß er sein Portemonnaie. Ich merkte sofort, daß er es absichtlich hatte liegen lassen, um einen Vorwand zu haben, wieder zu kommen. Als er gegangen war, durchstöberte ich es rasch;

es enthielt zu meinem Erstaunen nur vier Mark fünfunddreißig Pfennig, nicht mehr. In einer Seitentasche lagen seine Visitenkarten; von diesen nahm ich die vorliegende. Nach einer Viertelstunde schon erschien er wiederum, nach seinem Portemonnaie zu fragen. Zum erstenmale brachte er mir ein Veilchensträußchen."

„Line, wenn er einer von den reichen Althausens wäre?"

„Dann soll er mich heiraten."

„Bist Du von Sinnen, Kind? Aber ich laufe schnell zur alten Jansen, die ist über zwanzig Jahre im Althausenschen Hause gewesen und sie soll mir erzählen."

„Mutter, Du wirst doch nicht."

„Nun, ich denke, wir kennen uns. Du wirst wissen, wie ich das auf Umwegen bald bei der alten schwatzhaften Person erfahren werde. Vorsicht jetzt, Line, Du weißt, wie alle Männer sind, und besonders die vornehmen Herren."

Das Töchterchen schlug eine helle Lache auf, und die Mutter fiel ein. Dann entfernte sich die Mutter.

Die kleine hübsche Line schälte sich aus ihrem Frühlingsmantel, nahm den Kapothut ab und setzte sich. Die Beine streckte sie weit vor und ließ die

Füßchen, an deren Stiefeln bei etwas heraufgezogenem Kleidessaum die zwölf Knöpfe in Sicht kamen, auf einem erhöhten Schemel ruhen. Ihre Hände überkreuzten sich im Schoß.

Während sie so halb lag, halb saß, verfinsterte sich ihre Stirn. Den Kopf nach unten gebeugt, schlossen sich mehr und mehr die „märchenhaft blauen Veilchenaugen". Nur eine schmale Ritze ließ noch die ganz schwarz gewordenen Augäpfel erkennen. Sie hatten die Farbe ihres nachtschwarzen Haares angenommen.

Eine Katze lauert so, halb wie in Träumen, und doch mit spitzem Ohr jedes Geräusch hörend.

Wer sich aber zu ihr niedergebogen hätte, wäre entsetzt zurückgeprallt: er hätte die Augen einer Mörderin zu sehen geglaubt.

Nach einer kleinen Stunde war die Mutter zurückgekehrt. Ihre Freundin, „die alte schwatzhafte Jansen", hatte ihr bis aufs Titelchen die Althausenschen Familienverhältnisse auseinandergesetzt, und ihr vor allen Dingen, ohne daß sie ahnte, wie nahe es die Fragerin zu interessieren schien, genau berichtet über Titus: Und alles stimmte.

Bis in die Nacht hinein saßen Mutter und

Tochter im lebhaftesten, flüsternd geführten Gespräche.

„Und was willst Du mit Josef Hartle thun?" fragte die Mutter, die Unterredung beendend.

„Ihm noch heut Abend den Laufpaß geben," antwortete ohne Zögern das Töchterchen.

Josef Hartle, ein Württemberger, Commis im Hause Behrendsen & Söhne, war der zur Zeit in Gnaden aufgenommene Bräutigam der hübschen Stahlfedernverkäuferin, nachdem sie sich vorher vorsichtig durch eins der zahlreichen Auskunftsbüreaux vergewissert hatte, daß seine pekuniären Verhältnisse in der Heimat keine ungünstigen genannt werden konnten.

Line Blunck saß und schrieb:

„Lieber Josef!

Ich habe mich entschlossen, unsere Verlobung aufzuheben. Bitte, sende mir meine Briefe. Ich schicke Dir morgen die Deinigen. Wegen der kleinen Geschenke, die Du mir gemacht, und die Du doch nicht brauchen kannst, bitte ich Dich, sie mir zu belassen."

Line machte eine Pause, und dann schrieb sie sicher und fest und ohne abzusetzen weiter:

„Solltest Du versuchen, durch Freunde nähere Auskunft zu erlangen bei mir, so sage

ich Dir, es nützt nichts. Ich habe Dich geliebt. Und von wegen selber bei mir nachfragen, rufe ich Dir ins Gedächtnis, daß es im Strafgesetzbuch einen Paragraphen: Hausfriedensbruch giebt.

Line B."

Und dann trug sie noch nachts den Brief nach dem nächsten Postkasten.

* * *

Richtig, die kleine Line hatte es erzwungen: Titus ging zum erstenmal, doch nicht Arm in Arm, am hellen Tage an ihrer Seite. Das Ziel war eine Wirtschaft in Billerhude. Und noch dazu zog heut ein Sonntag durch die Lande. Zwar hatte Althaus nicht alle Vorsicht außer acht gelassen. Sie trafen sich, den lebhaften Straßen und Verkehrsplätzen fern, am Lübecker Bahnhof, um von hier aus ihre Wanderung anzutreten.

Bisher hatte er nur immer Stelldichein mit ihr gehabt nach Eintritt der Dämmerung und meistens in lächerlich weiter Entfernung von Hamburg-Altona. Erst lachte das Mädel über seine Ängstlichkeit, dann ärgerte sie sich darüber;

und heut nun, endlich, war es ihr gelungen, mit ihm durch den Sonnenschein zu pilgern.

Titus Althaus kannte das Leben. Er wußte, daß alle seine Freunde und Bekannten, wohl ohne Ausnahme, kleine Techtelmechtel gehabt; daß sie dabei gleichsam in der Tarnkappe gesteckt. Aber trotzdem sträubte sich sein Innerstes dagegen, von seinen Grundsätzen, nach denen er lebte, die ihm nur die „gute Gesellschaft“ erlaubten, abzuweichen.

Er war besiegt: er liebte die Kleine wie unsinnig. Vor den Pfeilen der Liebe sinkt alles in den Staub; gegen die Liebe hält nicht die festeste Klammer und kein Verschluß des Willens. Und so hatte er nachgegeben, und schritt, wenn auch wie ein wenig eingeschüchtert und verschämt und ängstliche Blicke nach allen Seiten werfend, neben der entzückend gekleideten Line. Der sonnenvollste Maitag that das seinige. Plötzlich, wie von hellsten Farben erfüllt, wurde er ganz vergnügt, seine knabenhafte Fröhlichkeit brach durch; er wäre mit seiner Begleiterin in die Hölle gegangen.

Zum erstenmal sah er sich mitten im „Volk“. Commis, Arbeiter, Handwerker, Lehrlinge, „frei habende“ Hausknechte, alle jene, die die Woche durch hatten hart arbeiten müssen, schöpften Luft,

trugen den Bratenrock, saßen in bester Stimmung und frohster Laune vor und in den Kneipen. Überall rollten die Kegelkugeln, überall bemerkte er, wie die Väter, womöglich in beiden Armen oder an den Händen ein sonntäglich geputztes Kind, neben ihren Frauen gingen, die das Rollwägelchen vor sich hinschoben, in dem das Jüngste schlief oder, mit einem Spielzeug, mit der Flasche, mit einem Gummipfropfen in den Pätschchen, lachte oder weinte. Und wie glücklich Vater und Mutter auf das Nesthäkchen schauten. Wie alle Augenblicke die kleine Karawane hielt, daß irgend ein Kissen zurecht gerückt, irgend ein lästiges Band, eine zu enge Schnürung beseitigt würde.

Lachende, hübsche, adrett angezogene junge Mädchen: Fabrikarbeiterinnen, Nähmamsellchen, Schneiderinnen begegneten ihnen oder überholten sie, die Langsamschreitenden. Alle diese jugendlichen Geschöpfe hatten sich sieben Tage auf diese Stunden schon gefreut: heut dachten sie nur daran, sich möglichst gut zu amüsieren, möglichst den Staub abzuschütteln, den sie geschluckt und aufgefangen in der schweren Arbeitswoche. Lechzend schienen sie den Tanzböden, öffentlichen Gärten und Belustigungsorten zuzueilen, dort ihre Liebhaber erwartend, oder neue Bekanntschaften zu

suchen: Die Liebe, die Liebe sollte ihnen einen geringen Ersatz bieten für all die Frohn des Werkellebens.

Zuweilen fuhr an ihnen ein Bourgeois mit seiner hochmütig gewordnen Familie vorüber. Ihren Pferden konnte es meist angesehen werden, daß sie nur an Feiertagen das blanke und oft reiche Geschirr trugen.

Nun betraten sie den Biller Ausschläger-deichweg.

Rechts fingen bald die alten, soliden Land-häuser an mit ihren Prachtgärten. Hier wohnten Menschen seines Standes, denen, wie auch ihm, die Sonn- und Festtage die langweiligsten waren. Hinter den Villen lag ein großes Flachland, das sich bis an den Berlin-Hamburger Bahnkörper ausdehnte. Und die Lerchen sangen da, und die Drosseln flöteten in den Gärten. Einmal blieben sie am schmiedeeisernen Gitter einer solchen alt-modisch gebauten Villa stehen: sie und ihre Um-gebung lag totenstill. Ein Quell, ein Strahl, sich aus einem steinernen Löwenrachen ergießend, plätscherte kühl durch den Schatten der majestätischen Ulmen, die ihn umstanden. Kein Bewohner ließ sich sehen; nur ein Reitknecht in Hemdsärmeln schritt über den Hof, sich am Quell in gebückter

Haltung den Mund füllend mit dem kältesten Wasser. Eine träge Pfauhenne, von ihm mit klatschenden Händen aufgescheucht, geriet in schnellere Gangart. Als er verschwunden war, wuchtete wieder die Stille überall.

Line hatte Titus versprochen, ihn nicht in irgend eine wüste Wirtschaft zu führen.

Sie waren angelangt: und in der That: wie sich das alles harmlos und gutmütig machte. Kein Lärm, kein Geschrei ließ sich hören. Biertrinkende Philister hielten sich im Garten auf, wo italienische Ballonverkäufer umherzögerten und eine Schaukel von zahlreichen Kindern jubelnd belagert wurde. Aus dem Saal rechts der Hausthür, nach der Straße zu, tönten Tanzmusik und im Takte schurrende Sohlen.

Und Titus Althaus zog die Tarnkappe völlig über.

Die rasende Tanzlust der Hamburgerinnen und Schleswig-Holsteinerinnen in den unteren Ständen und bei den Bauern wäre durchaus unerklärlich, wenn sie diesen Nordländerinnen nicht ein Ersatz zu sein scheint für die Schwere, Verschlossenheit, ja Dumpfheit und Schwerfälligkeit ihres Charakters; ein Ausweg, ein Schlupfloch. Freilich, auch der ewig trübe Himmel, der un-

aufhörliche Regen, die schlafende Landschaft: alles hilft dazu, in irgend etwas wenigstens des Lebens pulsierende Seite zu erwischen.

Welch ein Gewoge sah Titus, als er die Saalschwelle überschritt. Grade drehten sich die Paare in einem Schnellwalzer. Aber kein derber Ausruf, kein Gekreisch, kein rohes Durcheinander empfing ihn. Und wie alle diese lustigen Putzmacherinnen und was immer diese flinken Mädel für ein Gewerbe haben mochten, tanzten! Die uralte Ball- und Balletmama Terpsichore hätte ihre helle Freude gehabt. Tausend noch mal, war das eine Sicherheit in den Bewegungen, wenn auch die Grazie diesen Fräulein nicht allen als Patin gestanden hatte.

Ohne sich lange zu besinnen, faßte Titus sein Mädchen und stürzte mit ihr in den Wirbel. Aber ein so begeisterter und gewandter Tänzer er sein mochte, dies Tempo nahm ihm den Pust; er hielt atemlos inne. Und zum erstenmal lachte Line Blunck, die wie ein Federchen ihm im Arm gelegen, seit er sie kennen gelernt.

Aber er tanzte weiter. Die spätern Tänze waren ruhiger. In den Pausen, in denen seine Begleiterin nicht wenige Gläser Limonade genoß, trank er Grog; doch der Rum, der Kognak, der

Arrak, mit denen allen er die Mischung versucht, machten ihn durch ihre Fürchterlichkeit erschaudern.

Immer vergnügter wurden er und sein Dämchen, mit dem ausschließlich er sich umherschwang. Einmal, als ein Contre zur Ausführung kam, tanzte er auch diesen mit. Er ahnte nicht, daß seine drei Genossen ihn erkannt hatten. Sein Gegenüber, ein junger Hausknecht, diente bei einem seiner Verwandten. Zur rechten machte die Schritte und Windungen und Verbeugungen ein Krämerlehrling aus Blankenese, der ihn oft, da er nicht weit von diesem hügeligen Städtchen wohnte, gesehen. Zur linken stolperte der Heizer eines der winzigen Elbdampfer, mit dem er ab und zu von Hamburg nach Teufelsbrück und umgekehrt die Fahrt zurückgelegt hatte. Und eine Sekunde wollte es, den Heizer betreffend, bei ihm aufblitzen, als habe er ihn irgend wo schon getroffen. Doch nicht das rußgeschwärzte Gesicht eines Heizers, das zuweilen, um Luft zu schnappen, aus dem Kesselraum auf Deck erschienen? Nein, nein — und der Gedanke war verschwunden. Das muß gesagt werden, die Drei dachten, jeder für sich, anständig und taktvoll genug, als daß sie sich Titus zu erkennen gaben. Sie alle hatten denselben Gedankengang: Wie, ist das nicht der feine, reiche Herr

Titus Althaus? Wie kommt der hierher? Nun, eine kleine Liebe, er glaubt, keiner sehe ihn hier, so wollen wir ihn auch nicht stören; die vornehmen Herren wollen auch ihr Mädchen und ihr Vergnügen, wenn freilich wir uns, in seiner Lage, bequemer einrichten würden.

Eine wie ganz andre Reihenfolge und wie ganz andre Wendungen hatte diese Quadrille, als wie er sie sonst bei Hofe und auf seinen Bällen gewohnt war durchzuführen.

Innerlich machte er sich lustig darüber, wenn die „Herren“ ihre „Damen“ zu Platz brachten. Dieser Schluß: als wenn sie ihren Schönen mit einem heftigen Schwung noch zuguterletzt den linken Arm ausreißen wollten.

Und Titus Althaus wurde immer vergnügter.

Er konnte nicht widerstehen: und so bat er, seine ewige Tänzerin sitzen lassend, eine schlanke Blondine, die, wie er bemerkt, ihn schon längst beobachtet hatte, mit ihm anzutreten. Es gab einen Walzer in rasendem Tempo. Himmel, wie tanzte das Mädel wundervoll. Während ihm die kleine Line nur bis an die Schulter reichte, war mit ihm die schlanke Blondine gleich groß. Und wie sie sich ihm gab, wie sie sich, ohne daß er tragen mußte, ihm anschmiegte. Ihm kam der Wunsch,

ohne Pause mit ihr durchzuwalzen bis zum Schweigen der Fiedeln. Es war ihm wie eine Seligkeit, so ohne Unterbrechung sich zu drehen. Seine Tänzerin flüsterte ihm zu: „Sind Sie mit Line Blunck gekommen?“ Sie hätte ihn zu gern für sich gehabt. Aber da geschah etwas Unerhörtes:

Die kleine Line, vor Eifersucht sich verzehrend hatte sich mehr und mehr, wie zum plötzlichen Vorschießen, vorgebeugt, die weiß gewordnen Lippen zusammenpressend, die dunkelblauen Veilchenaugen zu einem Ritzchen kneifend; und — ein Sprung von ihr in den sich drehenden Kreis, ein Fortreißen des Mädchens aus Titussens Armen, ein Niederschleudern der Tänzerin und ein Faustschlag ihr ins Gesicht und ein hastigstes Fortzerren des gänzlich versteinerten Althaus — alles das war die Sache einer Sekunde. Die Musik hörte mit einem greulichen Mißklang plötzlich auf, der Tanzmeister stürzte wie ein wütender Löwe an die Stelle, Lärm ertönte nnd schallendes Gelächter, Geschrei und Weinen des sich mühsam erhebenden Blondchens. Der Kapellmeister kannte solche Szenen; er hob den Taktstock, und, sozusagen einfädelnd mit einer gewundnen Schleife: lalalala, lalalala, la, la, la, fiel die Musik in die alte Weise wieder ein. Und

alles ging wieder seinen Gang; nur die Schlanke wollte sich noch nicht beruhigen und hatte ein von ihr zur Rache angeflammtes Knäuel um sich versammelt beim nächsten Schenktisch.

Unterdessen hatte die zornsprühende Line ihren Titus unter einer Flut wenig schön klingender Scheltworte hastig weitergezogen. Jetzt standen sie, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen waren, im stillen Garten, den sie vorhin durch das Gitter betrachtet. Welche Ruhe hier. Die Nachtigallen schlugen. Der Quell plauschte stark hörbar. Der Hamburg-Berliner Nachtzug rasselte in der Ferne. In der Villa war es dunkel; nur durch ein weit geöffnetes Fenster konnten sie im erhellten Zimmer eine weißhaarige Dame lesen sehen.

Als endlich Titus zur Besinnung gekommen war, sagte er dumpf: „Geh, Line, ich will allein den Weg nach Hause finden. Wir sehen uns nicht mehr. Ich habe genug ein für alle Mal von diesem Auftritt. Geh nun, geh."

Sie stand starr und eigensinnig; dann fing sie leise an zu schluchzen und ging. Noch einmal wandte sie sich zu ihm: „Du mußt die Straße weiter verfolgen, bis Du an die blaue Brücke kommst. Diese führt Dich nach Horn. Wenn wir den Weg zurückgingen, den wir gegangen sind,

würden wir von dem schlechten Frauenzimmer und ihrem Anhang überfallen werden.“

Und sie ging, erst zögernd, dann eiliger, ohne sich nach ihm umzuschauen, weg.

Titus blieb, gänzlich ernüchtert, eine Weile stehn. Als er die Straße gewonnen hatte, fiel ihm die ganze Schwere seiner Lage aufs Herz. Er besaß nicht so leichten Sinn, den unangenehmen Zwischenfall, der allerdings, wär er bekannt geworden, für ihn hätte unerquickliche Folgen haben können, sich aus dem Kopf zu schlagen. Das nahm er sich bestimmt vor, nicht weiter mehr mit der kleinen Line sich einzulassen, die ihn in so roher Weise bloßgestellt und lächerlich gemacht hatte.

Als er die Brücke überschritten, hörte er hinter einem Baume ein Wimmern. Beim Hinsehen entdeckte er, zusammengekauert, das Mädchen. Jedenfalls hatte sie ihn hier erwartet; das hätte er sich sagen müssen. Weiberthränen. Welcher Mann kann ihnen widerstehen? Er hob sie liebevoll zu sich, und sie wanderten schweigend nebeneinander.

Vor einer Wirtschaft hielt eine leere Droschke. Titus wollte versuchen, sie zu mieten, denn ein noch stundenlanger Weg stand ihm bevor. Als er in das Restaurant blickte, um den Kutscher zu finden, sah er die Kehrseite des fröhlichen Sonn-

tags: Drei Arbeiter spielten, mit furchtbarem Knöchelhautverlust, das heilige Nationalspiel der Deutschen, Skat; ein junges Weib mit einem schlafenden Kinde saß gelangweilt, übermüde neben ihnen. Ein stark Betrunkner, der seinen Kopf auf die Hand stützte, ohne daß es ihm gelang, ihn aufrecht zu halten, murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Das Haar hing ihm in die Stirn, seine Augen waren geschwollen und gerötet, der Blick gänzlich verschwommen. Ein Liebespaar, ekelhaft zu beobachten, vertiefte sich in die zuckersüßesten Küsse.

Weg, weg! Gegen ein Zwanzigmarkstück riß der gesundne Rosselenker freudig den Schlag auf, und Titus Althaus und Line Blunck fuhren, ohne daß ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde, nach der Palmaille in Altona. Und ohne sich die Hand zum Abschied zu reichen, trennten sie sich. Titus mußte noch eine Stunde gebrauchen, ehe er sein Landhaus erreichte. Line Blunck war schon nach wenigen Schritten in der Königsstraße.

Zu Hause angekommen, klagte sie der Mutter ihr Leid; und beide beratschlagten bis in den frühen Morgen, wie sich die Sache noch zum Guten wenden lassen könne.

* * *

Vier Wochen waren vergangen. Ein heißer Junitag belästigte Hamburg und die Herzogtümer. Vor dem Roland der kleinen, in der Nähe Hamburg-Altonas liegenden Stadt Wedel, der einer versteinerten Kaffeemühle nicht unähnlich sieht, stand Titus Althaus. Lächelnd über das Ungeheuer, wandte er sich und trat in das naheliegende Wirtshaus, bestellte, im Durchschreiten des Flurs, ein Glas Bier in den Garten, und fand dort am Ende dieses eine Laube, in der er sich niederließ.

Nach einer halben Stunde erschien Line Blunck, schritt erregt vorwärts, und zögerte erst in ihrem Gange, als sie Titus erblickte. Dunkelrot übergoß ihr süßes Gesichtchen, und aus den großen Märchenaugen strahlte die Sonne in Glück aufgegangner Sehnsucht.

Sie hatten sich in den letzten vier Wochen, seit jener Nacht in Billerhude, nicht gesehen. Titus hatte jede Annäherung verweigert. Endlich, als sie flehentlich gebeten, ihn zum letzten Mal sprechen zu dürfen, waren sie, nach seiner Einwilligung, in Wedel heute zusammengetroffen.

Titus hatte in den vier Wochen harte, schwere Kämpfe durchgekostet. Immer wieder drängte es ihn zur kleinen Line mit aller Macht, und immer wieder half ihm das widerwärtige Bild aus der

Nacht in Billerhude seine heiß ausgestreckten Arme sinken zu lassen. Unerträglich blieb ihm die Erinnerung daran: wie entwürdigend für einen Mann, von einem Weibe so behandelt zu werden: gleichsam auf offner Straße, vor allen Leuten. Gleichgültig schienen ihm hier die Beweggründe: Eifersucht, Übereitelkeit, Herrschsucht.

Aber auch das Mädchen hatte schwer leiden müssen: bitter bereute sie ihre Übereilung; aus dem Marmorherzchen, das sie bisher den Männern gezeigt hatte, sprang ein immer heißerer, glühenderer Quell der Liebe. Titus, mit seinem Ernst, mit seiner Bestimmtheit, machte sie demütig. Und von Tag zu Tage mehr liebte sie ihn und sehnte sich an sein Herz.

Nun saßen sie in der Laube. Titus bezwang sein Blut, das stürmisch werden wollte. Er blieb gleichmäßig kalt und ruhig. Sie sprachen hin und her, bis endlich das Mädchen herausplatzte: „Wenn das nicht geschehen wäre in Billerhude, hättest Du mich dann geheiratet?"

„Nein", erwiderte Titus. Und der weiche, mitleidsvolle, gutherzige Mensch sprach das Wort im Ton verletzend und höhnisch.

Und wieder geschah es, daß das Mädchen, im langsamen Sich-Zurücklehnen, blaß wie der Tod

wurde; zuerst in den Lippen. Die Augenlider schlossen sich fast ganz, und die Veilchenfarbe wurde zur schwarzen; und sie sah ihn mit solchem Mörderblick an, daß er sich innerlich entsetzte.

Und es war ein Schweigen eine Minute lang.

In dieser Minute ließ sich das Geräusch der Außenwelt hören: ein Wagen kam rasch angefahren. Der Kutscher hielt, so schnell er die Pferde aufhalten konnte. In Gedanken mußte der Hörer sehen können, wie mit aller Wucht und Kraft der Fahrer sich zurücklegte, um die Tiere zum Stehen zu bringen. Und eine Stimme rief einem Vorübergehenden zu: „Du, Hannes, wes so god, un lang mi mal de Pitsch up; de is mi ebn rünnerfaln."

Ein Fenster wurde im Wirtshaus geöffnet, und ein kreischendes Weib schrie ärgerlich: „Trina, Trina, wa blifffst Du denn, Dirn."

Von einem Vögelchen in der Nähe der Laube klang unaufhörlich ein ängstliches Piepen.

Das Linchen war wieder zu sich gekommen. Sie hatte sich bezwungen. Doch ihr Gesicht blieb aschfahl. Sie erhob sich und trat vor Titus hin:

„Du hast mich früher oft gebeten, daß ich mit Dir ginge, um Dein Landhaus und den Park

zu sehen. Ich verweigerte es stets. Nun ... da alles aus ist ... zwischen ... uns: jetzt bitt ich Dich, zeige mir, ehe wir uns für immer trennen, Deine Wohnung. Dann will ich Dich nicht mehr belästigen. Und," fuhr sie hastig fort, „laß mich abholen in Deinem eignen Wagen."

„Ja," antwortete er frei, gut, herzlich; „es ist das letzte Mal. Morgen abend um sieben Uhr halte ich mit meinem Wagen am Siegesdenkmal in Altona und will Dich dort erwarten. Und wie eine Fürstin will ich Dich empfangen in meinem Hause."

Da fiel sie ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee; dann riß sie seine Hände an sich und bedeckte sie mit brennenden Thränen, mit dem glühenden Strom ihrer Liebe.

* * *

Die ganze Nacht hatte das Lindchen nicht geschlafen. Schon früh am Morgen war sie aufgestanden und bereitete den ganzen Tag ihren Anzug für den Abend vor. Um vier Uhr nachmittags stäubte der erste Puder, brannten die Flämmchen für die Brennzangen. In das kostbare Brauthemd, das sie und die Mutter in ihrer Verblendung angeschafft hatten, das sie heute

tragen wollte, goß sie oben in den Spitzeneinsatz zwei Tropfen köstlichen Wohlgeruchs, der ihr, wie so manches andre reiche Geschenk, von der freigebigen Hand Titussens verehrt worden. Sie sah wie ein bis auf den Punkt geschmackvoll und einfach gekleidetes Prinzeßchen aus. Um sechs ein halb schied sie von der Mutter mit einem herzlicheren Gruß und Kuß, als sie ihr sonst beim Abschiede zu bieten pflegte.

Auch Titus hatte schlecht geschlafen; eine unerklärliche Unruhe peinigte ihn bis zum Abend und ließ ihn nicht zum klaren Denken kommen. Zehnmal wohl durchwanderte er alle Säle und Zimmer, ordnete immer noch mehr Lichterfüllung, wo es irgend möglich, an, traf Zubereitungen wie zum Empfange einer Königin. Als er sich zum Fortgehen anschickte, befahl er einen eleganten Wagen, den er nicht oft benutzte, zu sieben Uhr an das Siegesdenkmal. Er ging den weiten Weg bis dahin, statt zu fahren. Viel zu früh war er an Ort und Stelle. Um sich die Zeit zu vertreiben, besuchte er einen am Westende der Palmaille erhöhten Aussichtspunkt. Dort setzte er sich unter die Stammgäste: Arbeitslose und oft gänzlich Verkümmerte und Heruntergekommene, die hier, halb verhungert, zurückgebeugt, in sich gesunken,

auf den Bänken schliefen oder mit hoffnungslosen, glanzlosen Augen in die Ferne starrten. Unter ihm, im Hafenstück, das er übersehn konnte, arbeiteten auf einem scheinbar hohen Steindamm lautlos fünf bei einander stehende Riesen-Dampfkrähne. Keine Menschenhand war sichtbar: kurze, rasch ausgestoßene weiße Rauchwölkchen: dann drehten sich die Maschinen ruhig wie auf dem Teller. An den langen Vogel-Greifhälsen saß der Schnabel. Der Schnabel trug eine Kette, und diese, unsichtbar geleitet, Kohlenkörbe. Und die leeren Körbe schwenkten ohne Schwankung nach außen, rasselten, für Titus unhörbar der Weite halber, hinunter in das nicht sehbare Schiff, wurden gefüllt, hoben sich und schwenkten dann nach der Landseite, wo sie sich in Güterwagen — auch diese waren nicht zu erschauen — mit einem Kippen wieder von selbst entleerten. Das kam ihm heute so unheimlich vor: dies geräuschlose Arbeiten der Maschinen, ohne daß die belebende Menschenhand zu entdecken war.

Indessen war der Wagen am Siegesdenkmal angekommen, hatte kehrt gemacht und hielt mit den vier wogenden Pferdestirnen nach Ottensen zu.

Selten wird in Hamburg-Altona ein Vierer-

zug gesehen, selten ein glänzendes, prunkendes Geschirr. Es liegt das in dem soliden Reichtum, der sich hier mehr als in andren Weltstädten im Innern der Häuser kundgiebt, als sich draußen zu zeigen; es liegt in einer gewissen Bescheidenheit und gleichgiltigen Zurückhaltung des Hamburg-Altonaer Millionärs; es widersteht ihm, äußerlich zu glänzen.

Von dieser Bescheidenheit hatte Titus, trotz seines Verkehrs im high life aller Länder. In die linke Ecke seines Coupés gedrückt, ließ er sich lieber von zwei Pferden ziehen als von vieren. Heut wars ihm, vielleicht auch in der Laune eines Grandseigneurs, darauf angekommen, zwei Pferde mehr vorspannen zu lassen, und so hatte er die erst vor wenigen Wochen gekauften Trakehner Hellfüchse befohlen.

Als er auf sein prächtiges Gespann zuschritt, lachte ihm, dem ausgezeichneten Fahrer, dem Pferdeliebhaber, das Herz.

Der Diener, der ihn hatte nahen sehen, stand schon am Schlag. Mit Titus auf die Minute traf auch, mit dem Anstand einer jugendlichen Herzogin, die kleine Line ein. Als die beiden eingestiegen waren, setzte sich das Gefährt in jenen gleichmäßig halbschnellen Trab, der die Hinein-

grüßenden kaum mehr das dankende Hutabziehn erkennen läßt.

Kutscher und Lakai saßen vorn, wie sichs Dienern eines großen Herrn ziemt: gradeaus schauend, gleichgiltig, hochmütig, ja etwas brutal (weg da, Plebs!). Nur einmal machte der Kutscher eine ganz kleine Kopflinksdrehung und kniff das linke Auge zu, und zu gleicher Zeit machte der Lakai eine kaum bemerkbare Kopfrechtsdrehung und kniff das rechte Auge zu. Und über ihre Nasen fort sah das offen gebliebne Auge des einen das geschloßne des andern. Und dann schauten sie wieder mit würdigem Ernst, ohne mit einer Miene zu zucken, gradeaus.

Und blumenhaft, mit dem feinsten Anstand, in nachlässig graziöser Haltung, lehnte sich die Kleine in die Polster, als hätte sie von der Wiege an nichts andres gekannt: Titus hielt es für unwichtig, sich mit ihr öffentlich zu zeigen — war es doch auch nur für die eine Fahrt; er wußte, daß die Menschen acht Tage reden würden; dann aber ist alles vergessen. In Metropolen denkt man nicht kleinlich und engherzig wie in Landstädtchen, hat auch wahrlich keine Zeit dazu.

Der Haushofmeister, ein älterer, ernstblickender, grauhaariger Herr, empfing sie mit einer tiefen

Verbeugung im Hauptthor des Hauses. Althaus bot der vollendet grazienhaften Erscheinung neben sich den Arm und führte sie gleich rechts in einen Speisesaal. Hier nahmen sie ein kleines Essen ein. Bedient wurden sie von einem jungen, glattrasierten, kurzschwarzhaarigen Herrn in Frack und weißer Halsbinde. Das Mädchen war außer sich vor Staunen, aber sie ließ es sich nicht merken und that, als ob sie das alles seit ihrer Kindheit her kenne. Schweigend, rasch, völlig lautlos servierte dieser junge, glattrasierte, kurzschwarzhaarige Herr in Frack und weißer Binde. Titus war die Aufmerksamkeit selbst: er legte ihr hin und wieder mit besondrer Artigkeit ein gutes Stückchen auf den silbernen Teller; sie ließen, so fein, so hell und doch so leise, die Gläser klingen, ohne daß ein Wort gesagt wurde, und er redete ihr zu keiner Speise, zu keinem Trunke zu. Aus einem Strauße nestelte er eine besonders schöne rote Rose und bat sie, sie ins Haar zu stecken.

Nur als Artischocken gereicht wurden, wußte sie nichts damit anzufangen und berührte sie deshalb nicht, geriet aber nicht in Verlegenheit, sondern meinte gelassen, daß ihr dies „Obst“ von jeher verhaßt gewesen sei.

Titus bat um die Erlaubnis, die Tafel auf-

zuheben; und ihr wieder den Arm bietend, gingen sie durch ein Nebenzimmer in den Garten. In der geöffneten Flügelthür stand der junge, glattrasierte, kurzschwarzhaarige Herr im Frack und weißer Binde. Titus sagte im Vorbeigehen zu ihm: „Une paire de gants, Charles!“ Was wird nun geschehen, fragte sich das Linchen. Was mag er ihm wohl gesagt haben, noch dazu in einer fremden Sprache? Aber es geschah nichts besonderes. Der junge Mann brachte nur für Titus ein Paar frische Glacéhandschuhe.

Nun führte er sie durch den ausgedehnten Park, der sogar kleine Wälder in sich zu schließen schien. In den Treibereien und Palmenhäusern sprangen wie von selbst die Thüren auf, wenn sie sich näherten, und doch zeigte sich kein Mensch.

Auf einer Anhöhe, die ziemlich schroff zum breiten Fluß abfiel, blieben sie stehen und versenkten sich in die weite Aussicht.

Eine starke Schwüle drückte. Der Himmel war gleichmäßig aschgrau überzogen; nur über Harburg schob sich in unmerklicher Bewegung eine rabenschwarze Wolkenwand, hinter der es unaufhörlich leise donnerte.

Als Hamburger Kinder kannten sie jedes Dorf, jede Insel, jeden Turm.

Es ebbte.

Titus fragte seinen Besuch unvermittelt, ob sie wohl, wenn ihre Stunde gekommen sei, bei Flut oder Ebbe die Lippen für immer schließen würde; in einer dieser Zeiten müsse es doch geschehn. Das Mädchen antwortete nicht; sie lehnte sich schauernd an ihn an. Er hatte um dies heftige, sonderbare, blütenschwellende Geschöpfchen den Arm gelegt und sie an sich gezogen. Aber da fiel ihm wieder die unselige Nacht in Billerhude ein, er ließ den Arm sinken und stand wieder kalt und verbindlich-höflich neben ihr. In diesem Augenblick fühlte sie, daß es zu Ende gehe mit seiner Liebe, daß sie niemals ihn erringen würde, und sie beschloß, — alles war von ihr in der letzten Nacht bis aufs Schlußpünktchen überlegt — daß er sterben müsse; und mit ihm, kurz, unmittelbar nach ihm, wollte auch sie der Welt ihr letztes Lebewohl sagen. Kein andres Herz sollte jemals an seinem Herzen ruhen; keine von ihm erwählte Herrin sollte jemals mit ihm diesen reichen Besitz teilen.

Und während sie ihre Mörderaugen machte, starrte er unausgesetzt in die schwarze Wolkenwand über Harburg, hinter der es ohne Aufhören leise, bald schwächer, bald stärker, grollte.

Beim Rückgange ward ihnen beim Einbiegen in einen Weg, der sich nahe dem Landhause vorbeiwand, ein überraschender Anblick: alle Räume des gewaltigen Gebäudes nach der Gartenseite zu waren feenhaft erleuchtet. In allen Gemächern blitzten hunderte weißer Kerzen auf Kronen und Krystallen und Leuchtern.

Wie eine Königin, der in ehrerbietigster Weise ein Besitzer sein Schloß und seine Schätze zeigt, führte Titus die kleine Line durch die blendenden Zimmer- und Saalreihen. Sie ließ keinen Ruf der Verwunderung hören; nur als sie die Schwelle seines riesigen Arbeitsraumes überschritt, kam ein fast geschrieenes „Ah“ und „Ach“ über die erstaunten Lippen.

Alles, jede geringste Kleinigkeit, die Bronzen, Nippes, Majoliken, die Bücher, die tausend nützlichen und unnützlichen Sachen und Sächelchen mußten ihr erklärt werden. Und diese Stoffe und Felle und Teppiche und Tücher und Quasten und Fransen und Vorhänge. Wie dieser Farbenreichtum zu der taubengrau gehaltenen Fußdecke, die ungeteilt, in einem Stücke, den ganzen Boden bedeckte, paßte.

Titus bat, daß sie sich an den Mitteltisch setze. Er holte dann eine feingeschliffene Glas-

flasche, gefüllt mit dunkelgoldgelbem Wein, und zwei Kelchgläser. Als er eingeschenkt hatte, bemerkte er, daß sein kleiner, langhaariger Seidenpinscher, der manches Jahr schon hinter sich geschoben, auffallend sein heiseres Stimmchen gegen das Mädchen gebrauchte, ja sogar versuchte, ihre Hacken zu beißen. Um sie zu befreien, nahm er das Hündchen und trug es hinaus, daß es sich draußen auf dem Flur, wo ihm für heiße Sommertage ein kühles Lederpolster lag, beruhige.

Kaum hatte er die Thür im Rücken, als das Linchen ein Fläschchen hervorzog, es schüttelte, gegen die nächste Lampe hielt und — aber da hörte sie seine Schritte zurückschallen. Rasch verschwand das Fläschchen in der Tasche.

Als sie einen Schluck von dem goldgelben Wein genommen, der ihr wie heiße Schlangen durch die Adern schlüpfte, fiel ihr Blick auf das Elfenbeinbildchen auf dem Schreibtisch. Sie ging hin, um es in die Hand zu nehmen: „Wer ist das?“ — „Du“ — „Ich?“ — „Ja, siehst Du nicht die Ähnlichkeit?“ — Aber schon schweifte ihr unruhiges Auge nach der Waffensammlung hinüber. Sie bat Titus, ihr nähere Erklärung zu geben. Neugierig folgte sie seinen Worten.

„Und das Beil, das krumme Schwert, was

ist es damit?“ fragte sie hastig, während ihre Wangen erröteten; „weshalb hängt es hier unter all den schönen Klingen und Helmen?“ Titus erzählte ihr, daß er es in einer launigen Stunde dort untergebracht habe.

„Und wo hast Du es her?“

„Aus Damaskus. Als ich vor einigen Monaten in Syrien reiste, hab ich miterlebt, wie in jener Stadt einem Verbrecher mit diesem Beil der Kopf abgeschlagen wurde.“

„Das hast Du selbst gesehn?“

„Ich ging über einen öffentlichen Platz. Der Missethäter sollte dort grade gerichtet werden. So blieb ich stehn und verfolgte den Vorgang.“

„Und wie . . . wie machte der Henker das?“ fragte sie rasch.

„Nun, ich entsinne mich nur dessen: der Verurteilte stellte sich aufrecht hin, schlug die Arme untereinander und dann . . .“

„ . . . und dann, und dann . . .“

„hieb ihm der Freiknecht das Haupt mit einem Hiebe ab. Das heißt, der Hieb war so blitzschnell geschehn, mit solcher Gewalt, daß der Kopf wohl zwei Sekunden noch sich oben hielt, ehe er auf die Erde fiel. Später, es war eigentlich ein Un=

sinn, kaufte ich dem Meister Rotmantel das Schwert ab."

„Laß es mich in der Nähe besehen," und schon war die Kleine auf der Chaiselongue und hielt es in Händen.

„Um Gotteswillen, Line, es ist haarscharf; nimm Dich in acht."

Aber sie war schon mit dem Mordmesser heruntergesprungen und betrachtete es mit lechzenden Augen. „Du," sagte sie kindlich, lachend, „ich möchte es blind einmal durchmachen. Du bist der Verbrecher und ich bin der Henker. Stell Dich dort, ich bitt Dich, mitten ins Zimmer."

Wie in ihrem Banne, that Titus, was sie wollte.

„Und wie war es noch? Der Missethäter faßte die Arme untereinander? O, bitte, bitte, thu es auch."

Und Titus that es.

Jetzt näherte sie sich ihm; aber sie war zu klein. Eilig schleppte sie sich zwei weiche grüne Sammetkissen heran und stellte sich darauf.

„So, nun steh still . . . Also so . . ."

Und Titus stand wie aus Erz gegossen, um eine Schattierung blässer als sonst, mit verschränk-

ten Armen, ein wenig blöde lächelnd, erhobnen Hauptes.

Die Kleine holte zum schärfsten Hiebe aus; und mit der Kraft ihres ganzen Lebens, die sich in diesem Augenblick in ihr vereinte, ließ sie das Schwert durch die Luft und — durch den Hals ihres Opfers sausen. Eine Sekunde noch blieb der Kopf an seiner alten Stelle, dann kollerte er auf den taubengraufarbnen Teppich unter den Tisch und verharrte dort mit ausgestreckter Zunge. Der Rumpf brach schwer in sich zu sammen.

— — — — — — — — — — — — —

Langsam, langsam, gleichsam bei jedem Schritte zögernd, das rosarotangehauchte Ungetüm in der herunterhängenden Rechten ein wenig schaukelnd, ging sie auf die Saalecke zu, wo, dicht unter den beiden östlichen Fenstern, das Ruhebett Titussens stand und legte sich auf die türkischen Tücher und persischen Polster. Dann legte sie das Schwert über die Brust und schaute unverwandt in den Vollmond. Und niemals hatte dieser so große veilchenblaue Kinderaugen auf sich gerichtet gesehen. Der Himmel leuchtete sternenklar, alle Wolken schienen verzogen; nur die schwarze Wetterwand, fast viereckig, dunkelte, kaum verrückt, noch immer

über Harburg; leise, ununterbrochen grollte von dort der Donner herüber.

Die Stille wurde nur durch das Schlagen der Nachtigallen unterbrochen und durch das ununterbrochne klägliche Winseln und Schnuppern des kleinen Pinschers an der Thürschwelle; er witterte das frische, sickernde Blut seines Herrn.

Geert der Große von Holstein

In den Sagen vom „groten Geert“ und seinen Zeitgenossen lebt ein Zug epischer Größe und Gewalt, als gehörten ihre Gestalten noch einem früheren Übergangsstadium, einem wahren Heldenalter an. Die unheimliche Verknüpfung von Schuld und Rache, von Ehrgeiz und Ehrgefühl, der fürstliche Durst nach Herrschaft, gesteigert durch die kühnen und tückischen Ratschläge edler Genossen, erinnert selbst in der späteren Überlieferung jener holsteinischen Chronisten an die Gestalten der Nibelungennot. War es doch eben eine Zeit und ein Land, in dem jetzt eine alte Welt, eine alte Verfassung mehr und mehr untersank, wie der der großen germanischen Stämme in dem Jahrhundert Theodorichs oder der Burgunderkirche.

Nitzsch.

Im Jahre 1314 hielt, am achten August, der älteste Sohn des verstorbenen Grafen Heinrich van Rendsburg, Gerhard, „junckher Gherken von Holsacen“, an der Südseite der hochgelegnen Kirche des Fleckens Kellinghusen. Bis hierher, bis an die Stör, grenzte im Süden sein Gebiet.

Über die Stör hinüber, in Storman, regierte der Segeberger Zweig der Schauenburger*).

Es war der Tag des heiligen Cyriacus, dem die Kirche in Kellinghusen geweiht war. Im Gotteshaus unter dem Erlöser am Marterholz hing in kleinerer Figur, schrecklich geschnitzt, der Heilige, nach unten gekreuzigt, wie es die Überlieferung aufbewahrt. Beide Qualhölzer waren über und über mit Blumen bekränzt und mit Ähren der beginnenden Ernte überflochten.

Alle Thüren der Kirche standen an dem heißen, wundervollen Sommertage weit geöffnet. Ein ununterbrochnes Orgelspiel, in das von Zeit zu Zeit im hellsten Ton gesungne Hallelujahs der rotgerockten Chorknaben einfielen, flutete bald leiser, bald lauter durch die Hallenkühle. Mehr einem fröhlichen Festgewimmel gleich, wogte es unausgesetzt im Innern. Marktweiber traten mit ihren Körben herein, verbeugten sich, bekreuzten sich, knieten, beteten und gingen wieder hinaus. Kinder und Hunde liefen oft spielend hindurch. Vor den verhangnen Beichtstühlen standen in fort-

*) Ich habe als Hauptquelle die ausgezeichnete, mit Pfeffer und Farben geschriebene Studie Wilhelm Berblingers: „Gerhard der Große und seine Residenz Rendsburg" benutzt.

währender Abwechslung die Bewohner der kleinen Stadt und der umliegenden Dörfer. Gähnend, gutmütig lächelnd hörten hinter ihrem Gitterwerk die Priester das unschuldige Sündenverzeichnis an: kannten sie doch schon, daß ihnen stets das Gleiche ins Ohr geflüstert wurde. Allerlei kleine Vergehen, süße Erinnerungen aus versteckten Lauben, alle die hundertfachen mehr oder minder schweren Herzbeklemmungen, die jedermann durch den Tag schleppt. Und immer wieder gaben sie Vergebung, hin und wieder geringe Strafen befehlend. Und in das frohe Volk mischten sich dann die Erleichterten, um an diesem Tage, wenn auch nicht gewollt, sich erst recht jener harmlosen Sünden zu unterziehen, deren Verzeihung ihnen eben geworden, denn es war der größte Tag des Jahres für das Städtchen: das Fest des heiligen Cyriacus, oder, wie bis zur heutigen Stunde genannt: der Cyriaux-Markt.

Unmittelbar um die Außenwände der Kirche drängte sich das ausgelassenste Leben. Hier zeigte „de Kierl ut Roma" seine Kunst. Er verschluckte Messer, ließ Schwerter mit der Spitze auf den Lippen in der Schwebe stehen und Eier und Pfannkuchen unter die Kappen der Bauern verschwinden. Dieses erstaunliche Kunststück erregte dann stets

ein lautes Gelächter, wohl mehr über das verwunderte, mundgeöffnete Gesicht des guten Landmanns, als über die ihm unter die Mütze gezauberten Eier und Pfannkuchen. Zahlreich standen die Buden, bis weit in die Straßen hinein. Sie verkauften fast alles das, was noch heute an Jahrmärkten feilgeboten wird. Nur die Honigkuchen bildeten Figuren aller Art, in denen heidnische Anklänge noch leicht zu entdecken gewesen wären. Geräucherte Aale und „gele Appels ut Italia" (Apfelsinen) gab es schon damals; ihre Häute und Schalen zierten wie in unsern Tagen das Pflaster.

In einzelnen größern Zelten wurde von früh morgens bis in die späteste Nacht hinein getanzt.

Graf Geert, der noch immer an der Südseite des Kirchleins hielt, liebkoste den Hals seines unruhig werdenden dunkelbraunen Hengstes. Die Mähnen des Pferdes waren golddurchwirkt und mit roten Bändern durchflochten. Nun ruhten die Hände des „junckhern van Holsacen" auf dem Sattelknopf. Wie abwesend schaute er auf die weite Landschaft vor sich, die im Westen von den großen Itzehoer Waldungen, sich bis dicht an Kellinghusen heranziehend, begrenzt wurden. Im Süden und Südwesten lagen die Stör-Marschen. Über die kleine Kirche von Stellau sah er in die

blaue Ferne, sehnsüchtig — denn das Land gehörte ihm nicht. Fuhr er aus seinem Brüten empor, warf er in die ihn umlagernde Jungenschar Kupfermünzen, sich lachend dann des drolligen Gebalges erfreuend.

Als die Mittagsglocken schlugen, erdröhnten Tamtams in der Kirche; ein schrilles Glöckchen tönte; die Orgel schwieg . . . Alles, drinnen und draußen, stürzte auf die Kniee; und alles Lachen, Lärmen, Singen, Kreischen, all jenes Tonuntereinander, das die Kinder mit ihren erstandnen Pfeifen und Trompetchen unterstützten, hörte auf wie auf Kommando. Eine Totenstille trat ein. Käufer und Verkäufer, Trinker und Tänzer traten aus den Buden und Zelten auf die Straßen. Alles kniete. Und im feierlichen Zuge, voran wieder die rotgerockten Chorknaben, die bronzene Weihekesselchen schwangen, daß der blaue Rauch bis in die höchsten Lindenzweige zog, erschien, von einem jungen, finster blickenden Priester in hochgehobenen Händen getragen, eine kleine viereckige Silberlade. Das Kästchen enthielt Ohrenschmalz (so!) der heiligen Jungfrau. Kellinghusen hatte ein wenig von dieser Masse dem Kloster Neumünster abgekauft.

Hinter dem Kästchen folgten andre Priester, dann der Kardinal-Erzbischof von Bremen, Gisel-

bert von Bronchorst, der Oheim Graf Gerhards. Ein rotseidner, mit schweren goldnen Quasten gezierter Baldachin, der im Winde blähte, wurde ihm im Gehen übergehalten. Er segnete das knieende Volk, unter dem auch der vom Gaule gesprungne, den Zügel sich über die Schulter legende Geert sich tief vor ihm verneigte. Überall, wo das Kästchen vorüberzog, bekreuzte sich alles dreimal.

Der großgewachsene hohe Kirchenfürst zeigte eine gewaltige Habichtsnase. Sein violettes Gewand reichte ihm bis auf die Fersen. Auf dem blauen Handschuh der Rechten glänzte der Bischofsring weithin in der Sonne. Dreimal umzog der Zug die Kirche und die Messe war beendet. Die Lustigkeit der marktfeiernden Menschen wurde nun nicht mehr unterbrochen.

Der Kardinal-Erzbischof war auf der Rückreise von Rendsburg, wo er seinen Neffen besucht hatte. Dieser hatte ihn bis hierher, an seine Landesgrenze, gebracht. Und da die beiden hohen Herren gerade den Haupttag des heiligen Cyriacus fanden, so hatte der geistliche Fürst es nicht versäumt, den Gläubigen selbst den Segen zu spenden.

Während des Umhertragens und Zeigens des Silberkästchens, als alle andächtig auf den Knieen

lagen, hatte Jan Bendixen, die Fegefeuer- und Höllenstrafen in den Wind schlagend, die Gelegenheit benutzt, so vielen Buden wie möglich von rückwärts her einen Besuch zu machen. Mit reicher Beute beladen, begab er sich in die Itzehoer Wälder, wo er an einer Waldwiese eine große Bande lagern wußte, die noch heute am Abend den Markttrubel benutzen wollte, um Kellinghusen zu überfallen und dann zu räubern und zu plündern.

Als der Kardinal-Erzbischof geschieden und schon mit seinem Gefolge hinter Bramstedt verschwunden sein mochte, ritt der junge Geert, eine Furt durchsetzend, bis an das Flüßchen Bramau bei dem Dorfe Wrist. Hier blieb er halten und sah angestrengt in die Ferne. In die Seele des Zwanzigjährigen drängten sich ehrgeizige Wünsche. Er bog sich vor, als wolle er mit seinen Augen das fremde Land, in dem er sich in diesem Augenblick befand, verschlingen. Kühn und energisch blitzte sein Blick. Als er zum Zurückreiten seinen Hengst wenden wollte, entdeckte er, an eine goldbraune Roggengarbe gelehnt, einen Mann mit unentzifferbarer Stirn. Er hatte das purpurrote Barett von den kurzgeschornen schwarzen Haaren genommen. Wie ein antikes Bild war es. Er schien ein Ritter zu sein. Vor sich, wie einst

Hagen, ließ er sich auf dem rechten, angezognen Knie sein langes, breites Schwert wiegen. Und wie in Hagens Schwert glänzte im Knauf ein grüner Edelstein.

Geert rief ihn an. Der Ritter erhob sich. Während er näher trat, fragte ihn Gerhard: „Wer bist Du?"

„Hartwig Reventlow. Und Du, ich brauche nicht zu fragen, wie Du heißt. Du bist Graf Geert von Rendsburg. Ich sahs Dir an, an Deinen Augen, die Land fraßen, das Dir nicht gehört. Ich bin auf dem Wege zu Dir. Nimm mich in Deine Dienste und ich will Dir ein treuer Lebensbegleiter sein. Ich kann mich nur einem Herrn beugen, der Großes will."

Geert betrachtete den Ritter erstaunt. Er kannte den Namen, er wußte, daß er einem erlauchten Geschlechte Holsteins gehöre. Er hatte auch gehört, daß Hartwig Reventlows Name in Verbindung gebracht war mit der Ermordung des Grafen Adolf von Segeberg.

„Doch ehe ich mit Dir gehe, muß ich Dir beichten." Und der Ritter drängte sich dicht an Geerts Pferd hinan. Der Graf beugte sich. Und Hartwig Reventlow erzählte. Und als er geendet,

hob er stolz das Haupt, und keine Schuld schien ihn zu belasten.

In letzter Abendsonne standen die beiden. Graf Geert und Hartwig Reventlow blieben zusammen auf immer.

In der Nähe der kleinen Stadt hörten sie wüsten Lärm zu sich herüberschallen. Sie hielten ihn für Markthallo. Bald aber zeigte ihnen ein brennendes Haus am Westende, daß das Getöse aus andern Ursachen entstanden sein mußte. Ein Vorübereilender rief, mit den Händen entsetzt in der Luft fuchtelnd: „De swatte Möller! De swatte Möller!“ Geert und Hartwig Reventlow wußten Bescheid. „Der schwarze Möller“ war der gefürchtetste Bandenführer seiner Zeit. Seine Verstecke suchte er sich in dem großen zusammenhängenden Walde, der sich von Hamburg bis Apenrade hinzog. Bald hier, bald dort überfiel er selbst kleine Städte, wenn ihm die passende Gelegenheit, Hochzeiten, Märkte, Feste überhaupt, bekannt geworden war. Bei den kläglichen Sicherheitszuständen jener Zeit, in der die Ritter, ja die Fürsten selber Rauben, Plündern, Brennen und Sengen als ein harmloses Freudchen betrachteten, war nur Selbsthilfe geboten. Ertönte der Schreckensruf: „De swatte Möller“, eilte jeder-

mann zur Verteidigung. So wars auch in Kellinghusen geschehn. Nachdem das Dorf Overndorp geplündert, kam der Kampf auf dem Westende des Fleckens, auf dem Lehmberg, zum Stehen.

Allen voran kämpfte die Riesengestalt Hinrich Hingstorffs, des Bürgermeisters. Mit den ungeheuern Kräften, die ihm in Arm und Schultern steckten, umarmte er zuweilen einen Feind wie der Bär, daß dieser im wahren Sinne des Wortes zu Brei zerdrückt wurde.

Der schwarze Möller schien in der Überzahl. Da trafen rechtzeitig Geert und Hartwig ein und halfen dem Städtchen und seinem Prachtbürgermeister mit ihren nach Blut schreienden Flambergen. Während Hartwig mit seinem langen Schwerte Hinrich Hingstorff zur Seite sprang und ihn, den Bären, aus einem Knäuel von Räuberhunden befreite, stürzte sich der schlanke Geert auf den schwarzen Möller. Ihn niederreißend, setzte er den Fuß auf die Brust des Bandenführers und hieb ihm mit einem Schlage den Kopf ab.

In wilder Unordnung flohen die Strolche in den Wald zurück. Das landschaftlich reizend gelegne Städtchen war gerettet. Und nun gab es eines jener farbenprächtigen, farbenfreudigen Bilder des Mittelalters: Der schlanke, blonde Geert;

rechts und links von ihm die Riesen Hartwig und Hinrich. Vor ihnen, vom alten guten Klaus Fock auf einer langen Stange getragen, das bluttröpfelnde Haupt des schwarzen Möllers. Und dann das jauchzende Volk. Das alles in den huschenden Lichtern der Fackeln, die auf den reichen, bunten Trachten der Ritter und Städter tanzten.

Der Bürgermeister bewirtete Geert und den Ritter. Sein bleiches, blondes Töchterchen, ein siebzehnjährig Mädel mit großen, himmelblauen Augen, die sich zuweilen zu verschleiern schienen im Wimpernschutz, reichte Rüdesheimer. Bis an seinen Tod hat Geert die schöne Schenkin nicht vergessen können.

Wie Hartwig Reventlow, so ward auch Hinrich Hingstorff, durch eine eigentümliche Verkettung der Umstände, ein Lebensbegleiter Geerts. Und wie Hartwig, so zu sagen, dessen Minister des Äußeren wurde, so Hinrich Hingstorff Minister des Innern. Hinrich Hingstorffs Verwaltungsgenie, das sich schon in dem kleinen Heimatgemeinwesen in gländer Weise gezeigt, konnte seine Meisterwerke schaffen: als Kanzler leitete er zeitweise Schleswig-Holstein, Dänemark und die Ostseeküste bis nach Rügen hinauf. Immer sehen wir die drei zusammen: Geert, Hartwig und Hinrich.

Denken wir uns Gerhard während seiner Lebenszeit — er gelangte früh zur Regierung — aller Seiten von angreifenden Wölfen umstellt, deren er sich in blitzschnellen Wendungen und mit gewaltigen Stößen und Hieben zu erwehren gehabt hätte, so wäre dies Bild nicht ganz falsch; besser freilich müssen wir uns ihn selber als Wolf vorstellen, der mit glühenden Augen, heißer Zunge, schärfsten Zähnen bald hier, bald dort in Herden und Hürden einbricht. Aber das Bild ist nicht schön für Geert. Wenn er auch seiner Zeit die Steuer zahlt an Roheit und Raubsucht und Rauflust, so zeigt er in jeder andern Hinsicht die kernhafteste Mannesnatur, ein edles Herz. Klug, sehr klug, tapfer, auf große Ziele stets sein Auge richtend, im Unglück unverzagt und alle Kraft zusammenraffend, im Glück sich nicht berauschend, vor allem immer Maß zu halten wissend in politischen Fragen, so steht er vor uns. Und das ist für den Schleswig-Holsteiner der wichtigste Zug in seinem Charakter; er war es, der zuerst und bis zu seiner letzten Minute sein ganzes Streben darauf richtete, Schleswig und Holstein zu vereinen.

Schon zwei Jahrhunderte regierte das tüchtige, kräftige Haus der Schauenburger in Holstein.

Niederdeutsche, Stammverwandte, hatten sie sich bald in Holsteins Art und Bart eingewöhnt.

Es ist eine Lust, die Männer des Schauenburgischen Hauses zu verfolgen. Fast ohne Ausnahme aus Eisen und Eichenholz gebaut in Seel und Körper, versumpften sie in dem abgelegnen Ländchen nicht; immer blieb ihnen, so sehr sie das „Lännekeu" unter sich teilten („die Linien", „die Vettern") und teilen mußten, ein Zug ins Große, ins Bedeutende. In einigen von ihnen vereinigte sich gleichsam antike Größe und Einfachheit mit verschlagenster Indianerlist. Das deutsche Reich, die deutschen Könige kümmerten sich wenig um das ferngelegene „Eisbärenland". Sie überließen es den Schauenburgern, den immer auf der Lauer zum Einfall stehenden Dänen die Grenzstäbe fester und dichter zu ziehen oder, brachen die Jüten und Insulaner durch, ihnen die Nacken zu hämmern, daß sie grün und blau wieder zurückkehren mußten. Der vierte Alf (Adolf) hat in Holstein 1227 bei Bornhöved der Dänenwirtschaft auf immer ein Ende gemacht. Aber unzählige Versuche zur Wiedererlangung der Herrschaft blieben bis in die Neuzeit nicht aus.

Das deutsche Reich, die deutschen Könige und das Eisbärenländchen! Zu Gerhards Zeit rissen

Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich sich um die Kaiserkrone. Und sie rissen sich an dem heißgewünschten, heißumkrallten Reifen die Finger blutig. Und sie rissen, rissen, und hinter ihnen, sich um den Leib fassend, rissen und rissen und rissen ihre Anhänger. Ein heiter Spielchen für die verehrlichen Zuschauer; und diese Zuschauer saßen in den Logen der Nachbarländer. Im Michelsreich wüteten große und kleine Raubkriege nebenher. Jeder stand auf eignen Füßen, so gut er konnte. Der liebenswürdige, gütige, heitere Kaiser Friedrich der Erste, dem der Humor ein muntres Begleitfähnchen durchs Leben gewesen ist, sah wohl noch hin nach Norden, aber Italien und die Zänkereien mit seinen Großen ließen ihm nicht die Ruhe, sich mit den nordischen Angelegenheiten so zu beschäftigen, wie es wohl in seiner Absicht gelegen hatte.

Ihm folgte sein Sohn, der sechste Heinrich. Heinrich der Schreckliche. Nicht in Alexanders, nicht in Cäsars, nicht in Väterchens (Attilas), nicht in Napoleons Seele haben so die Dämonen des Ruhmes, der Weltherrschaft getobt, wie bei Heinrich dem Sechsten. Aber deutsch war er wie sein Vater. Daß wir es nie vergessen: Heinrich wollte eine Weltherrschaft von Deutschland aus,

der ersten Nacht. Seine Gedanken gingen ins Ungeheure, und es ist nicht abzusehen, was er erreicht, hätt er nicht nach heißem Ritt zu hastig den Becher unter den eisigen Quell gehalten.

Des furchtbaren Heinrichs Sohn war wieder der frohmutige Atheist Friedrich der Zweite. Der aber war ganz Italiener, Sizilianer, Sarazene. Der lehrte seine Pagen die Zither spielen, ließ sich, wie einst Salomo, von hunderten schöner morgenländischer Weiber Tag und Nacht umgeben; schrieb das beste Buch, das wir bis heute haben, über Falkenzucht und Falkenjagd, und blieb doch der deutsche König bis an seinen Tod. Hatten schon sein Großvater und sein Vater sich wenig um die Schicksale der nordischen Mark bekümmert, so trieb er es so weit, daß er Holstein, bis auf Lübeck, preisgab. Und doch war seine Mutter, Konstanze, die letzte sizilianische Normannin. Und auf norwegischen Felsen, in norwegischen Fjorden, in holsteinischen Haiden hatten ihre Vorfahren gewohnt.

So waren die Schauenburger auf sich selbst gestellt. Ihre Klugheit mußte ihnen sagen, mit wem sie sich am besten zu den jeweilig zu verfolgenden Zwecken verbinden mußten; und sie verbanden sich bald mit dem, bald mit diesem.

So erscheinen die Namen der Brandenburger, Pommern, Mecklenburger, ja selbst der Dithmarschen, zuweilen der Städte, der „lieben Vettern" (wenn nicht grade Katzbalgerei unter ihnen war) der Lauenburger, Sachsen. Alle diese Namen spielen fortwährend hinein in die Geschichte der Schauenburger. Und namentlich außer den Dänen sind die meistgehörten: die lieben Vettern, der holsteinische Uradel, Lübeck, die Dithmarschen und die oft recht unbequeme Kirche.

Die lieben Vettern! Das war ein ewiges Teilen, das war ein ewiges Knurren, wie bei Hunden, die aus einer Schüssel fressen, das war ein ewiges Gegen- oder Mit-Verbinden, Argwöhnen, Hinterhaltstellen, Verklagen, Hinschielen: ob da wohl Erben kommen? Rücksichtsloses Einziehen des Landesteiles, sowie ein „Vetter" nur auf kurze Zeit in die Nachbarschaft ging. So sahs zu Gerhards Jugendzeit aus. Fünf Linien regierten: In Kiel der unglückliche Johann der Einäugige. In Plön Gerhard der Blinde: ein Mordskerl, satanisch klug, Alleswisser, tapfer, tollkühn (es lacht uns das Herz, wenn wir von ihm lesen, wie er bis in sein Alter sich aufs Pferd schnallen ließ, und mit lautem Gebrüll, trotz seines erloschnen Augenlichtes, sich in den Feind stürzt).

Dem folgt sein Sohn Johann (Henneke) der — Milde genannt, wahrscheinlich seiner Tücke und Treulosigkeit wegen. Dann die andern Vettern, der Segeberger und der Überelbische.

Der holsteinische Uradel! Potz tausend, das waren Herren, die kehrten sich an garnichts. Paßte es ihnen, verbanden sie sich mit den Schauenburgern, mit den Städten, mit den Dithmarschen — nur nie mit den Dänen. Wild, wie ungestüme Auerochsen, mit mächtigen Schädeln und Schilden, mit ungeheuren Trinkhörnern und Humpen, mit riesigen Speeren und Sporen. Raub- und wegelagerlustig vergnügten sie sich mit höchster Ungeniertheit in den „vetterlichen" Teilen. Namentlich auch zur See zeigten sie jene wunderbare Liebesneigung nach kaufmännischen Waren. Ich lasse Verblingers mit köstlichem Humor geschriebnen Sätze folgen: „Sehr beliebt waren bei solchen adligen (See-) Raubzügen die Kompagnie-Geschäfte, so sehen wir Heyno Brockdorp und Heyno Hund oft im ritterlichen Sport vereinigt die Ostsee durchstreifen, bald an der Travemündung, bald im Fehmarnsund, bald bei Moen. Beide machten gelegentlich mit Marquard Stove gemeinsame Geschäfte. Ein ähnliches Konsortium bildeten Benedictus Alevelde und Bertram Kule; gelegentlich

tritt auch der episcopus Roscyldensis als Associé ein. Häufig finden wir ein Brüderpaar wie Imeke und Hinrich Santbergh, einen Heinrich und Henneke Breide; einen Timmo und Doso Gadendorp, die Krummendieks (und andre) vereinigt." So der Adel: Mit Schiff und Schwert gleich vertraut, schütteten sie, Holsteiner überall, ihre Überkraft ab, wo sie Gelegenheit fanden.

Lübeck! Ein andrer Ton als Hamburg. Hamburg von je her die Butter- und Beefsteakstadt. In Lübeck große Politik, große Männer, große Ziele. Ganz gleich, mit wem sie im Kampfe war. Drei Königen zugleich wird einmal der Krieg erklärt. Lübecks Todfeinde sind die Schauenburger, daher oft verbündet mit dem Adel, mit Dänemark, ja selbst mit den bitter gehaßten Dithmarschen, mit den Städten, mit den Nachbarländern; denn sie kannte die sehnlichsten Wünsche der Alfe, Johanns und Geerte, von diesen verschluckt zu werden.

Die Dithmarschen! Erst den Oldenburgern gelang es endlich, das „Länneken deep" sich einzuverleiben. Die Schauenburger versuchten es zu wiederholten Malen vergeblich.

Die Kirche! Die Gewaltigen beugten sich, die Alfe, Johanns und Geerte, natürlich nur dann,

wenn es in ihrem Vorteil lag. Bei der Weltmacht des Papstes aber wagten sie sich nicht gradezu aufzulehnen. Ja, selbst der große Gerhard, so frei er in kirchlichen Dingen denken mochte, that Buße einst auf kalten Fliesen in Hemd und bloßen Füßen.

Geht der Vorhang auf zum Leben Geerts, so hören wir von vorn herein bis an seinen Tod Eisengeklirr und Kriegstrompeten, sehen wir brennende Städte und Dörfer und allerlei Kleinigkeiten nebenher: Augenausstecherei, abgehackte Hände und Füße, weggeschnittene Ohren und Zungen. Er selbst steht immer im Mittelpunkt; überall im Panzer, stiertüchtig an Kraft, wos gilt, klug und schlau, und vor allem: immer maßhaltend. Goethes Wort, das er der Kunst sprach, gilt auch für die Politik: „Erst in der Beschränkung zeigt sich der Meister.“

1304 starb Heinrich der Erste von Rendsburg, und Geert, minderjährig, übernahm die Regierung. Schon 1306, noch nicht fünfzehn Jahre alt, bestieg er das Schlachtroß zum erstenmal und zog dem hohnlachenden, eigensinnigen Adel, der sich diesmal mit den Dithmarschen vereinigt hatte, entgegen. Er schlug ihn bei Ütersen gründlich.

Mit eichengeschmücktem Helme ritt er wieder in Rendsburg ein.

1315 fiel ihm die Kieler Herrschaft zu; der unglückliche Johann („he hedde man een Oog, dat anner kniep he giern to“, wie eine Chronik naiv sagt) war erbenlos gestorben. Abscheulich hatte den alten Mann der ostholsteinische Adel behandelt, ihn endlich gefangen genommen. Die „Vettern“ natürlich freuten sich im stillen sehr. Das ist so menschlich natürlich.

Bei der Kieler Verteilung war Adolf der Schauenburgische, der linkselbische übergangen worden. Zornig deshalb, verband er sich mit einigen Bundesgenossen, unter denen diesmal die Dithmarschen waren. Während nun die Dithmarschen, nach Feldzugsplan, sich auf Kiel in Bewegung setzten, erwartete Adolf seinen lieben Bundesbruder Günzel von Wittenberg. Aber ehe diese sich vereinigen konnten, nahm Gerhard Günzel gefangen. Dann wandte er sich gegen Vetter Adolf und schlug diesen bei Bramstedt nach heißem Ringen. Auch der „liebe Vetter“ wurde gefangen und mußte mit Günzel im Schlangenturm sitzen und Buchweizenklöße essen.

Während Geert im Süden und Westen kämpfte und rang und siegte, hatten die Dithmarschen mit

ihren Elephantenfüßen Holstein durchstampft und zerstampft und sengten und plünderten auf Kiel zu. Es ist nicht klar ersichtlich, wie diese gute, frohlebige Stadt sich der Riesenschar erwehrt hat. Auf alle Fälle muß ein kluger Ratgeber, ein Odysseus hier gewohnt haben. Es geht die Sage, daß die Kieler den Ungetümen vor die Stadt entgegen gingen, sie hier bis auf den Kuhberg (ad vaccarum montem cum cantu et fistula) lockten, dort bewirteten, betrunken und sich mit Geld frei machten und ihnen mit: „Ei, ei, ihr Schäfchen, was seid ihr für nette, kleine Leutchen" die Bärte krauten. Geschichtlich ist, daß die Mammute dann die furchtbaren Pettfüße wirklich wieder nach Süden wandten, unter unglaublichen Würgereien und Brennereien Bornhöved und Neumünster verwüsteten, und sich, in völliger Auflösung, endlich besoffen um Nortorf gruppierten. Hier fand sie Geert. Um sie zu täuschen, machte er das Manöver des Schottenkönigs Malcolm nach: er ließ seine Krieger von unten bis oben mit grünen Zweigen behängen und marschierte dann, ein wandelnder Wald, gegen die Verschlemmten. Die Enakssöhne, vollgefressen und vollgesoffen, lagen wie verdauende Boas. So wars denn ein bequemes Abwürgen und Abschlachten für Geert.

Und abermals ritt er als eichengeschmückter Sieger ein in seine Hauptstadt Rendsburg.

In dieser Fehde hatten Hartwig Reventlow und Hinrich Hingstorff ihm schon dicht zur Seite gestritten. Hartwig schwang sein Hagenschwert, der Stahlarm Hinrichs die Axt wie einen Löffelstiel. Eia!

Der Dithmarschen-Trott auf Kiel bot Geert die beste Gelegenheit, den Rachezug anzutreten, um sich endlich dieses Ländchen zu erobern; vergebens hatten das seine Vorfahren versucht.

Als er die Kriegspauken gegen die Marschen erdröhnen ließ, eilten selbstverständlich die Ritterschaft und die nächsten Fürsten herbei. Der Reichtum lockte.

Geert brach mit seinen Truppen im September 1319 ein, schlug die Meeranwohner und ließ zum Plündern sich seine Scharen zerstreuen. Abteilungen von diesen kamen nach Wöhrden und schlossen hier die geflüchteten Dithmarschen in die Kirche ein, zündeten diese an, um die darinnen Weilenden zu verbrennen. Das war zu viel: Als ihnen das geschmolzne Blei auf die Köpfe floß, stürzten sie, außer sich, hinaus. Und nun begann das umgekehrte Totmachen.

Geert ist bei dieser Abscheulichkeit nicht zugegen

gewesen. Bitter hatte er es zu bereuen, seine Soldaten nicht beisammen gehalten zu haben. Mit genauer Not, nachdem er einen meisterhaften Rückzug ausgeführt hatte, entrann er. Und wieder hatten die Dithmarschen ihr Vaterland gerettet.

Während der Bischof von Lübeck sich wegen irgend einer Angelegenheit bei seinem zur Zeit in Avignon anwesenden Erzbischof zu verantworten hatte, erschien lüstern die umliegende Ritterschaft. Voran das „prominente" Geschlecht der Westensees. Eia, nun ging der lustige Viehraub los in den lübischen Dörfern. Und, nur zu verstehen aus den damaligen Zeitläuften und Zuständen, auch Geert erschien und half wacker mit im Beutelleichtermachen, Vieheinziehungen, Rotenhahnaufsetzungen. Natürlich ihm rechts und links Hartwig und Hinrich. Das war einmal so.

Ja, eia! Aber das frisch-fröhliche Eia erstickte bald, denn der zweiundzwanzigste Papst Johann schrie, als ihm die Räubereien gemeldet wurden, Zeter und Mordio, schleuderte Bannstrahlen, spie Wut und rief, daß es Geert und seine wackern Kumpane in Holstein hörten: „Ewige Höllenstrafen, ewiges Fegefeuer!"

Geert und die Ritter, trotz alledem abergläubisch wie Köchinnen, wenn sie bei Wahrsagerinnen sind,

krochen zu Kreuz und zahlten Schadersatz. Und das Unerhörte geschah: Gerhard und seine Kameraden mußten vor dem zurückgekehrten Lübecker Bischof, barfuß, nur im Hemd, Lichter tragend, durch den langen Gang in der Marienkirche wandern auf den Priester am Hochaltar zu, der, erhöht stehend, mit kaum zu bändigendem höhnischen Lächeln sie auf sich zukommen sah.

* * *

Die Dänen.

Als 1325 Herzog Erich von Schleswig, aus dem alten Robben- und Häringe-Stamm der jütischen Seekönige, starb, hinterließ er einen elfjährigen Sohn, den Prinzen Waldemar. Waldemars Mutter war Geerts Schwester. Sofort erhob der Dänenkönig Christoph Anspruch auf die Vormundschaft. Gerhard verweigerte dies. Der König belagert, als Antwort, Gottorp in Schleswig. Gerhard trifft ihn dort und schlägt ihn. Mit einemmal steht der ganze nordische Himmel in Brand; seine Flammen zucken bis Island hin. Gerhard verbündet sich, der König verbündet sich

mit Waffenbrüdern, die sich bald trennen in Todfeindschaft, sich bald wieder treffen zum abermaligen Seite=an=Seite=Kämpfen. In all dem Wirrwarr, immer in Begleitung Hartwigs und Hinrichs, des Schwertes und der Axt, steht Gerhard klarsten Blickes. Sieht er einen Fehler des Feindes, dann fliegt er vor, stößt er wie ein Raubvogel. Alles brennt bis nach Rügen hinauf. Alle Städte zittern, Hamburg obenan, das bei diesem Durcheinander gar zu gern im Trüben gefischt hätte. Nur Lübeck und die Dithmarschen ziehen Vorteil. Schon 1326 kommt es zur Entscheidung. Christoph, der des Teufels Schwiegermutter, um ein beliebtes „Witzwort" unsrer Tage nicht zu versäumen, mit in den Kauf genommen, hätte ihm diese helfen können, bettelt überall um Beistand. Vergebens. Schon steht Gerhard auf den dänischen Inseln, schlägt alles, was ihm entgegentritt, zu Boden; nimmt den Kronprinzen Erich gefangen. Er ist Sieger von Skagen bis Danzig. König Christoph flieht nach Deutschland.

Am siebenten Juni desselben Jahres schon läßt Geert seinen Neffen, den zwölfjährigen Waldemar als König von Dänemark ausrufen. Alles liegt ihm zu Füßen. Seine Vorteilbedingung: Schleswig ist mit Holstein vereinigt.

Keiner wußte besser als der Rendsburger, daß ein ewiger Frieden auf Erden ein Unding ist. So blieb er auf Vorposten; ließ Harnisch und Bügel nicht rosten.

Vetter Henneke von Plön hatte das alles mit eifersüchtigem Blick verfolgt. Schließlich, als er den Neid nicht mehr zu verbergen wußte, verband er sich mit dem entthronten Christoph zu Lübeck. Der Krieg begann von neuem. Geert siegte zum zweitenmal bei Gottorp.

Und wieder war es Vetter Henneke, der den Frieden brach. Es kam 1331 auf der Lohhaide bei Rendsburg zur Schlacht. Gerhard verlor im Handgemenge das Pferd unterm Leibe, ward verwundet. Hartwig und Hinrich rissen ihn heraus. Voller Inbrunst küßte Geert das Bild der heiligen Jungfrau, das an seinem Halse hing, und raste, trotz seiner Wunde, weiter ins Gefecht. Und wieder stürzte er. Diesmal zog ihn ein Bauer unter dem sich wälzenden Gaul hervor und half ihm wieder in den Sattel: „So Herr, nun reit wieder zu.“ Endlich siegte Geert. Christoph und sein schwerverwundeter Sohn Erich flohen nach Kiel.

Dem Grafen lag abermals ganz Dänemark zu Füßen. Klug aber beschied er sich, blieb maßvoll in dem zu Kiel geschlossenen Frieden.

Doch schon nach zwei Jahren kam es zu neuem Kriege: Prinz Otto, einer der Söhne Christophs, war aus der Verbannung nach Jütland gekommen, sammelte ein Heer und griff Gerhard, der ihm entgegengezogen war, bei Viborg an. Geert blieb Sieger, wie stets. Die Einmischung des deutschen Königs, Ludwigs, hatte kein Ergebnis.

Wenn ein außergewöhnlicher Mensch, ein Genie, seinen einsamen Weg geht durch die Massenherde der Menschen, findet er Hindernisse überall. Der Neid, das Zaunkönigsgeschrei, das Philistertum, die Engherzigkeit und Kleindenkungsart stemmen sich ihm entgegen. So auch erging es dem großen Grafen. Doch ehe ihn seine zahlreichen Feinde überrumpelten, kam er ihnen zuvor. In Eilmärschen brach er nach Jütland auf und — siegte wie immer.

In Randers stand unsichtbar der Tod vor Geert. Als er dort, nach kurzer Krankheit, sich wieder erheben wollte, stachen ihn nächtens gedungne dänische Meuchelmörder nieder.

Geerts Söhne, Heinrich der Eiserne und Klaus der Bauer, waren, wie ihr Vater, von großem Sinne. Den einen brachte sein Schwert, der Krieg, zu höchsten Ehren; den andern sein Pflug, der Friede.

1460 erlosch in Adolf dem Achten das geniale, kühne Haus der Schauenburger. Nie ohne Rührung lese ich über diesen letzten Großen seines Geschlechts. Er war einer jener Männer, wie sie so selten über die Erde gehen, mit dem stillen Blick und dem stillen Lächeln: „Ich weiß, ich weiß . . .“

Und dann traten die Oldenburger in die dänische und schleswig-holsteinische Geschichte ein; und traten ein mit „den smukke Christjern“.

Sämtliche Werke

von

Detlev von Liliencron

Band 1: Kriegsnovellen. Novellen.
" 2: Aus Marsch und Geest. Novellen.
" 3: Könige und Bauern. Novellen.
" 4: Roggen und Weizen. Novellen.
" 5: Der Mäcen. Roman.
" 6: Breide Hummesbüttel. Roman.
" 7: Kampf und Spiele. Gedichte.
" 8: Kämpfe und Ziele. Gedichte.
" 9: Nebel und Sonne. Gedichte.

Jeder Band elegant geheftet 2 Mark.
Jeder Band vornehm gebunden 3 Mark.



Außerdem erschienen von

Detlev von Liliencron:

Poggfred, kunterbuntes Epos in 12 Cantussen.
geheftet 3 Mark.
gebunden 4 Mark.
numerierte Luxusausgabe 6 Mark.

Mit dem linken Ellbogen, Roman.
geheftet 2,50 Mark.
gebunden 3,50 Mark.

Arbeit adelt, Drama. geheftet 1 Mark.

Knut der Herr, Drama. geheftet 1 Mark.

Die Merowinger, Drama. geheftet 1 Mark.

Der Trifels und Palermo, Drama.
geheftet 1 Mark.

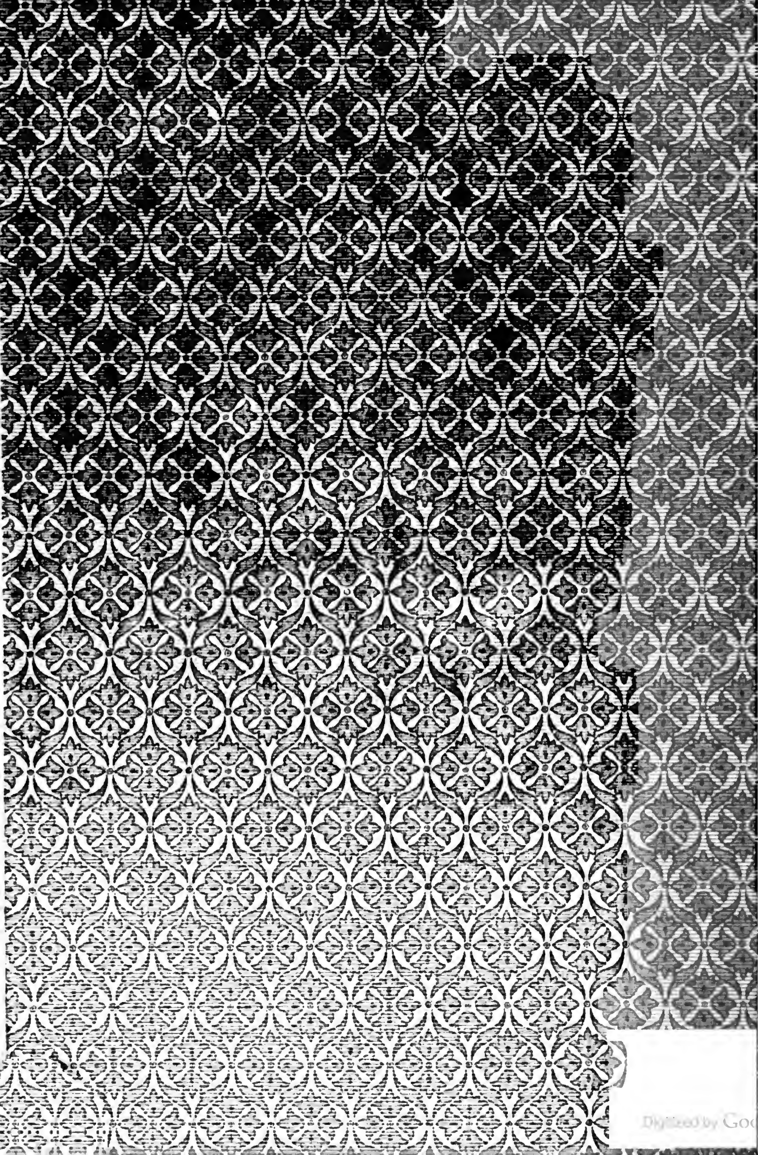
Auswahl:

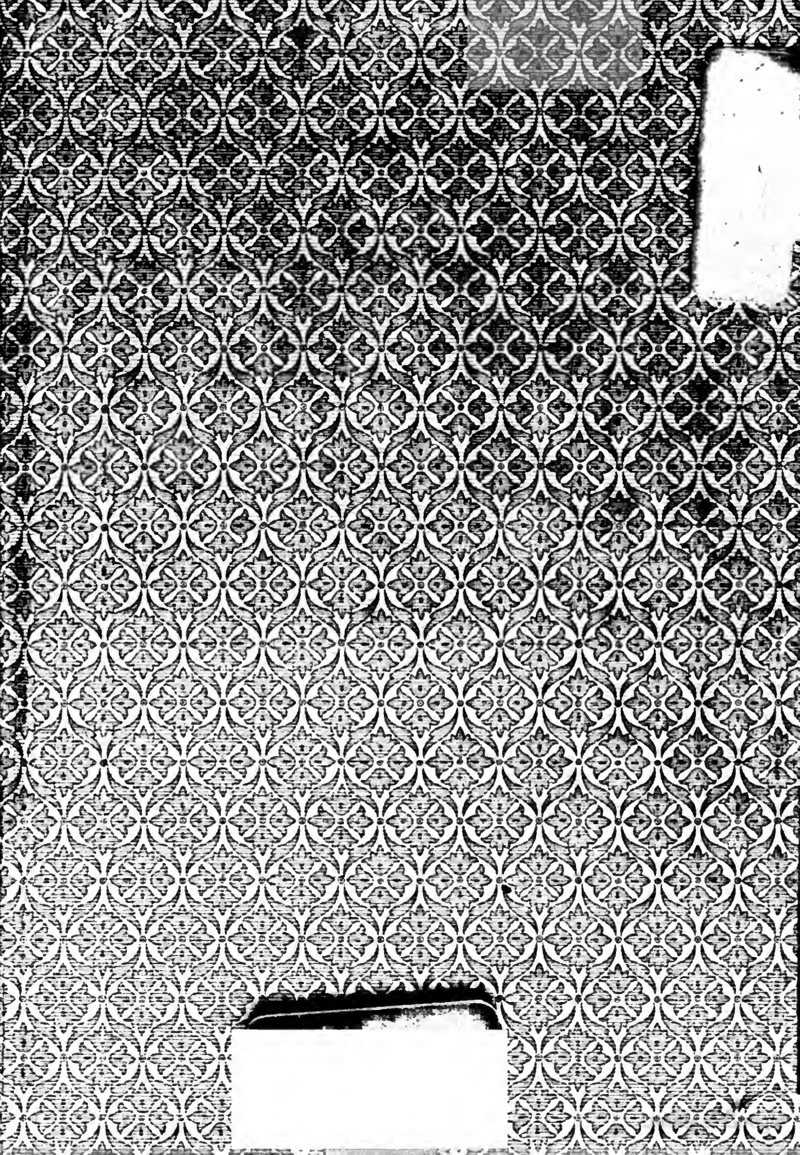
Adjutantenritte, Gedichte. geheftet 2 Mark.
gebunden 3 Mark.

Ausgewählte Gedichte. geheftet 4 Mark.
gebunden 5 Mark.

Kriegsnovellen, Auswahl für die Jugend,
gebunden 1 Mark.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.






A000006824525